Zeitschrift: Die neue Schulpraxis

Band: 17 (1947)

Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE NEUE SCHULPRAXIS

SEPTEMBER 1947 17. JAHRGANG / 9. HEFT

Inhalt: Von schönen und kitschigen Schmuckgegenständen – Mer Lüüt uf em Land – Pfeif noch einmal! – Wir lernen wägen – Hans Konrad Escher von der Linth – Der Reiseaufsatz – Intermezzo – Sprechchöre – Neue Bücher

Von schönen und kitschigen Schmuckgegenständen

Ein Beitrag zur ästhetischen Erziehung Von Alfred Schneider

Wir erinnern uns alle der Eindrücke, die wir als Kinder auf Sonntagsspaziergängen empfingen, wenn unerwartet aus kleinen oder grossen Ziergärten buntfarbig schillernde Glaskugeln, niedliches Zwergvolk am niedlichen Wasserbassin, auch zusammen mit Feen in märchenhaften Grotten oder ein Springbrünnlein aus einer grossen, gerippten Blechschale, in deren Mitte ein goldig glänzendes Kindlein mit emporgehobenen Ärmchen selig lächelnd den rieselnden Wassersegen über sich ergehen liess, unsere Blicke bannten. Diese kurzweilige Gartenzier stand und steht ja meist an der Schauseite eines Hauses, damit sich mit dem Besitzer auch die Vorübergehenden dran freuen und ergötzen können. – Wir erinnern uns an den plastischen Schmuck hinter Glas und auf Buffets in «guten» Stuben (es braucht nicht einmal das muffige, verplüschte Kitschsalönchen aus den neunziger Jahren zu sein), an all die liebreizenden kleinen Kinderchen, Knäblein und Mägdlein, die ernst sinnenden oder wehmütig dösenden Dämchen, die zierlichen Bäuerlein und stolzen, festlich gekleideten Freier fürstlichen Geblütes.

Auf das Kind wirkt diese Scheinpracht unheilvoll phantasieanregend und verführerisch. Es begehrt darnach mit sehnlichem Wunsche, weil es, dem Schönen noch ganz unverkümmert, aber auch unkritisch ergeben, in dieser «kunstvollen» Umgebung das Bild eines besseren, reicheren und gemütvolleren Daseins gläubig zu sehen wähnt.

Wirkt diesen ersten, oft sehr stark haftenden Eindrücken einer fragwürdigen Kunst nicht die Förderung des Verständnisses der wahrhaften Kunst entgegen, so werden sie verderblich weiterwirken, wenn das Kind später einmal als Jugendlicher oder Erwachsener einen Schmuckgegenstand für sich oder als Geschenk begehrt. Es wird dann in seinen besten Absichten der schmählich Betrogene bleiben.

Der Schüler, dem schon auf andern Gebieten der bildenden Kunst, der Malerei oder dem Kunsthandwerk* oder in der Dichtung und Musik der Sinn für die Merkmale der künstlerischen Gestaltung gegenüber dem kitschigen Machwerk geweckt wurde, wird auch in der Plastik meist bald die Spreu vom Weizen zu

* Vergleiche: «Wie lernt der Schüler Kunst von Kitsch unterscheiden?», Januarheft 1944, und «Von schönen und kitschigen Gebrauchsgegenständen», Aprilheft 1946 dieser Zeitschrift.

scheiden vermögen. Auch hier handelt es sich einzig darum, das Kind auf die künstlerische Leistung ganz allgemein, im Gegensatz zu ihrem mächtigen Rivalen, dem Kunst vortäuschenden Kitsch, hinzulenken, nie aber darum, das Kind zum Urteilen innerhalb der Kunst mit ihrer grossen Wertskala zu verführen. Wachen wir offenen Auges darüber, dass der Schüler nicht unbegründet und leichtfertig Kunstwerke gegeneinander auszuspielen beginnt! Zur Wertung oder gar Kritik der Kunst ist auch der Jugendliche in den allermeisten Fällen nicht berufen, dazu braucht es einer jahrelangen hingebenden Auseinandersetzung. Das soll aber nicht heissen, dass wir wahllos alle uns zufällig begegnende, belanglose Kunst dem Kinde vor Augen führen. «Den Geschmack kann man nicht am Mittelgut bilden, sondern nur am Allervorzüglichsten», sagt Goethe. Verfehlt ist aber, den Kunstsinn im Schüler vor Meisterwerken wecken zu wollen, zu deren thematischem Inhalt er kein Verhältnis finden kann. Wir können auch hier, wie bei der Bildbetrachtung, nur über den äusserlichen Vorgang zum künstlerischen Gehalt hinführen und wählen deshalb Werke, deren Motive nicht ausserhalb des Erlebniskreises des Kindes stehen. Wenn wir beispielsweise das plastische Meisterwerk des 19. Jahrhunderts, Rodins «L'homme qui marche», im Bilde zeigen, so kommt, wie mir Versuche gezeigt haben, nur ganz ausnahmsweise ein bildhauerisch begabter Knabe irgendwie zum Erlebnis der künstlerischen Form dieses Werkes. Die andern sehen in ihm nur den kräftig gebauten kopf- und armlosen Mann, der ihre Abscheu erregt. Sie begreifen nicht, dass ein Künstler, dem es ja ein leichtes gewesen wäre, diese wichtigen Bestandteile am menschlichen Körper auch noch zu formen, sie einfach weglassen konnte.

Die nachfolgenden Ausführungen ergaben sich in der Schulstube vor gesammelten Gegenständen und an Hand von Fotografien und Zeichnungen, auf Schulspaziergängen vor Gärten und Schaufenstern und in der Werkstatt des Künstlers, mit Schülern der mittleren und oberen Primarschulstufe und Jugendlichen, die die Sekundarschulstufe besucht hatten. – Mit der Absicht, den thematischen und gestalterischen Reichtum eines begabten Bildners eindrücklich erleben zu lassen, beschränkt sich die Auswahl bewusst nur auf Arbeiten eines Künstlers. Die Garten- und Kleinplastiken aller hier angeführten Aufnahmen stammen von Bildhauer Wilhelm Meier, St.Gallen.

1. Die Gartenplastik

Abb. 1 (Puttli). Der Künstler sieht irgendwo ein kleines Kind mit einer Blume spielen. Der Anblick des mollig rundlichen Körpers mit seinen bewegten Formen, des pausbackigen, krausgelockten Kopfes und der Ausdruck kindlich selbstvergessener Hingabe beim Spiel lockt ihn zum Gestalten. In einer kleinen, kaum 6 cm hohen Tonskizze (im Bild links neben der Steinfigur) hält er den ersten Eindruck fest. Es drängt ihn, das Geschaute weiter zu verarbeiten, das Kind lebensgross zu modellieren. Hier setzt die künstlerische Gestaltung ein: der Bildner achtet nicht so sehr darauf, die einzelnen Körperteile des Kindes möglichst naturgetreu wiederzugeben oder gar Einzelheiten, beispielsweise die Haarlocken eines billigen Reizes wegen, besonders hervorzuheben, als darauf, die Formmassen so aufeinander abzustimmen und abzuwägen, dass eine in sich ruhende Formharmonie entsteht, darin alles Zufällige, Unwesentliche ausbleibt. (Auf die gespannte Rundung des Rückens folgen die lockeren Rundungen des Kopfhaares, die prallen Kugelformen

des Gesichtes, die abschwellen in den leichtgebogenen Gliedern, den Armen und Beinen, und sich wiederholen bei Händen und Füssen.) So gibt der Künstler in diesem Werk nicht die augenblickliche Erscheinung, nicht eine bildhauerische getreue Abschrift des Kindes wieder, sondern das Wesentliche, Immerwiederkehrende darin, den innern Zustand einer äusserlichen, alltäglichen Begegnung – das Bild des kleinen Kindes überhaupt, das noch ganz, die Umwelt kaum verspürend, im eigenen Lebenskreis gefangen ist. So hat der Künstler seinen ersten Eindruck, der visueller und geistiger Art war, gestaltet: Kunst ist gestaltetes Leben. Eindrücklich erscheint das von Menschenhand geformte Werk im ungeformten Blatt- und Stengelwerk der natürlichen Umgebung.

Abb. 1

Das «Puttli» ist eine Kunststeinplastik. Vom nahezu endgültigen Lehmmodell wird ein Gipsnegativ erstellt. Das ermöglicht 2–3 Steingüsse. Diese werden mit Meissel und Schleifstein überarbeitet. Eine derart ausgeführte Steinplastik kommt wesentlich billiger zu stehen, als wenn sie als Einzelstück direkt aus dem Naturstein gehauen wird, und ist somit auch dem wenig Begüterten erschwinglich. Es handelt sich dabei weder um eine Kopie noch um eine ins Endlose getriebene Vervielfältigung, sondern auch um eine handwerklich und künstlerisch ehrlich geschaffene Originalarbeit.

Betrachten wir nach dem «Puttli», dessen Schönheit von innen heraus wirkt, das «Mädchen» (Abb. 2), dessen Reize ganz auf der Oberfläche liegen. Die Darstellung ist leichthin auf gefälliges, gewinnendes, bezauberndes Erscheinen, auf Lieblichkeit, Bravtun und Vornehmsein gerichtet. – Das «Puttli» ist anmutig, das «Mädchen» tut so. – Wie ein kleines, selbstgefälliges Dämchen weiss sich dieses kleine Mädchen zu benehmen. Es hält auf einem Botengang einen Augenblick inne, kokettiert mit einem unsichtbar Vorübergehenden, um aus dem gebüschelten Munde eine schlagfertige Antwort zu geben. Es schlägt die Augenlider beherzt nieder, trägt mit Eleganz Locken, Haube und zierliches Kleid zur Schau, zieht keck das Schürzchen in die Höhe, hält spielend leicht den Henkelkrug, gibt sich von oben bis unten charmant und zeigt so das verlogene, kitschige Abbild eines «schönen», «gescheiten» kleinen Mädchens. (Eine verwandt verkitschte Kinderfigur spielte Sherley Temple in ihren Filmen, darin sie die kleinen Schwächen und Eitelkeiten ihrer grossen Vorbilder «kindlich wahr» nachäffte und damit bei einem grossen Publikum sinnlos Gefallen fand.) «Aber hin und wieder gibt es doch Kinder, die sich so benehmen; vielleicht wollte der Künstler absichtlich ein so geartetes Kind darstellen?» Gewiss treffen wir da und dort auf dermassen verdämlichte, bedauerliche Kindergestalten. Das Empfinden jedes geistig gesunden Menschen aber lehnt sie ab, ruft der Kritik, und wenn ein Künstler – was durchaus möglich ist – diese Erscheinung gestaltet, müsste darin die Befremdung dagegen,

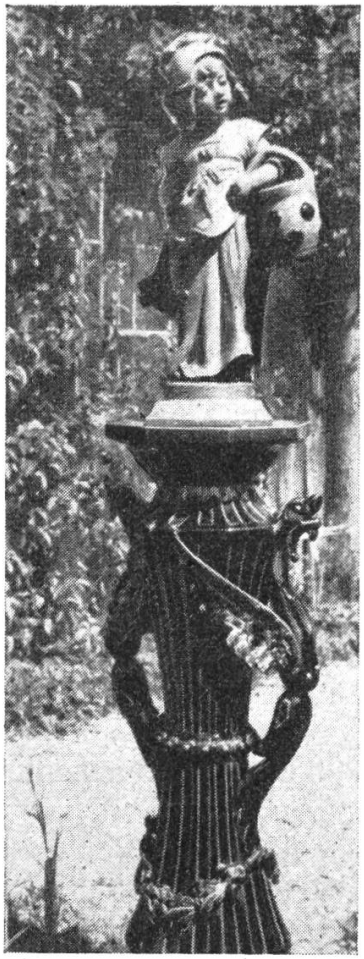


Abb. 2

möglicherweise eine Anklage gegen die Eltern, die solche unkindliche Kinder züchten, oder ein offener oder verhaltener Spott zum Ausdruck kommen. In einer wahren Gestaltung dieses unwahren Kindes wäre eine innere, eine geistige Distanz des Künstlers zum Modell sichtbar. Das ist hier aber keineswegs der Fall. Der Bildner stellt hier das schöne, das wünschenswerte und liebenswürdige Kind dar, so wie es das Wunschbild mancher einfältigen Leute ist. Darin liegt die Lüge seiner Arbeit und stempelt sie zum Kitschwerk.

Das Lügenhafte äussert sich auch in der Bearbeitung des Standbildes aus billigstem Werkstoff. Die Mädchenfigur ist eine abgedrückte Blechform, deren Bemalung grauen Stein vortäuscht. Sie steht auf einem Blechpodest, der wiederum auf Stein gestrichen ist, und die aufdringlich verschnörkelte Säule will durch die farbige Glasur Marmor vortäuschen, besteht aber aus Ton. Im hohlen Schaft dieses krausen Tongehäuses steht eine Eisensäule, die Podest und Figur zu tragen hat. Hinter dem schönen Schein verbirgt sich der Bluff. Über die geistige und künstlerische Leere wollen Geschicklichkeit und äusserliches Blendwerk hinwegtäuschen.

Abb. 3. Stolz aufgereckt und ganz «natürlich» protzt der Hahn mit gespreizten Beinen und Zehen auf einem ornamentgeschmückten Halbkugelfundament, gerade in der Stellung, in der es ihm beliebt, «güggerüggüü» zu schreien. So gespreizt wie der Güggel sich gibt, erscheint auch die Wiedergabe. Was der liegende Korb zwischen den Beinen zu bedeuten hat, daraus Früchte und Rosen quellen, findet auch ein phan-

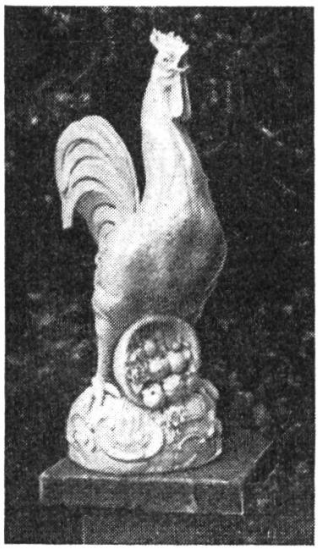


Abb. 3

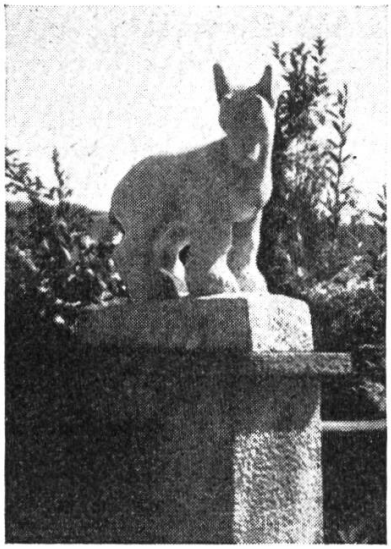


Abb. 4

Abb. 5

tasievoller Kopf nicht heraus. Offenbar soll das Unerklärliche eben Kunst bedeuten. – Das heroische Güggelmonument besteht aus Blech, sieht aber in einiger Entfernung so aus, als wäre es aus weissem Marmor gehauen. Das Korn dieses Steines ist im Farbüberzug geschickt imitiert. Wie anders erscheinen die Steinplastiken «Böckli» (Abb. 4) und «Frösche» (Abb. 5)! Wie wahr und bestimmt sind hier die körperlichen Merkmale und lebendigen Äusserungen des Tieres erfasst! An der grosszügig einfachen Formung spüren wir auch die menschliche Beziehung des Bildhauers zum Tier: eine leise Zärtlichkeit beim unbeholfenen Böckli, verhaltenen Humor bei den kecken Fröschen.

Harmloser als das «Mädchen», weil weniger Gesinnungsschwindel dahintersteht, wirkt das Zwergenvolk aus buntbemaltem Gips (Abb. 6). Aber diese geschäftigen Zwerglein mit ihren lächelnden und verschmitzten Zügen, den schelmischen Äuglein und neckisch geschwungenen Beinchen sind so recht angetan, das Auge auf billigste Weise zu befriedigen und auf leicht zu begehende Pfade zu lenken. Sie erscheinen in allen nur denkbaren Variationen und gleichen einander doch alle. Sie verfangen beim Kinde sehr stark. Ist es an einem gehaltvollen Werk nicht schon zum künstlerischen Erlebnis gelangt, wird es erfahrungsgemäss auch bei eifrigsten Erklärungen diese verniedlichten Zwergmännlein kaum als etwas ästhetisch Minderwertiges ablehnen. Erst durch die Kenntnis des Guten wird ihm die Oberflächlichkeit bewusst. Dann lassen es auch Hinweise auf ihre eigenen Vorstellungen von Zwergen aus Sagen und Märchen erkennen, dass es sich bei diesen läppischen Darstellungen um verkitschte Märchengestalten handelt. Bezeichnend ist die Aussage eines Schülers nach wiederholter Besichtigung (ein sehr wirksames Mittel; lassen wir Kitschware ruhig auch eine Zeitlang in der Schulstube stehen!): «Mit de Zit tüend eim die Zwergli elend vertleide.»

Abb. 6

Ein schlichtes Tongefäss (leer oder mit einem eingepflanzten Geraniumstock), kann allein der schönen Form wegen ein kleines Kunstwerk sein und den Betrachter täglich erfreuen (vgl. Abb. 23).

2. Die Kleinplastik im Wohnzimmer

Wohnen heisst: privat leben und in seinen Räumen Behagen und Sammlung finden. Unsere Ausführungen sollen auch dazu dienen, dass der Schüler jetzt und später beim Kauf eines Kunstgegenstandes nicht der Laune einer Minute erliegt, sondern bedacht ist, nur etwas zu erwerben, das er zeitlebens behalten möchte, welches er zeitlebens geniessen und an dessen Genuss er sich bei stets vermehrten Kenntnissen immer mehr erfreuen könnte.

Wir betrachten eine Blütenlese kitschiger Allerweltsfigürchen. Wenn nur wenige greifbare Exemplare vorhanden sind, lässt sich die Sammlung durch Fotografien und zeichnerische Abbildungen anschaulich ergänzen. Die Abb. 7, 8, 9, 10 zeigen eine Reihe der zugkräftigsten Darstellungen. Der Schund-

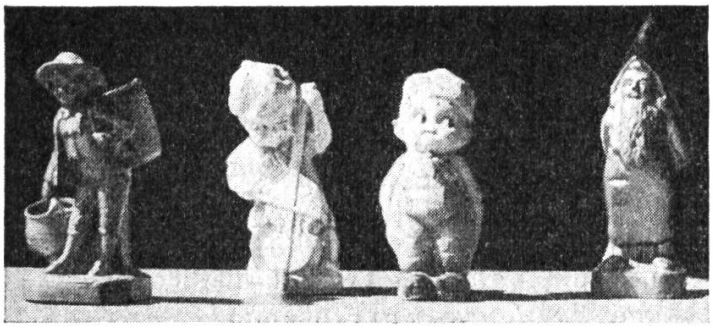


Abb. 7

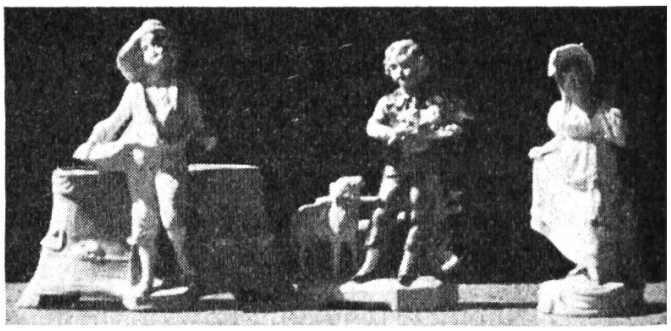


Abb. 8

macher hat ja ein besonderes Organ dafür, herauszuspüren was leichthin gefällt. Mit Vorliebe bedient er sich einer Art Zierpuppenkinder in dummdrolligen, verzückten oder schmeichelhaften Posen (Abb. 7–10). Es ist nicht nötig, jeden Gegenstand immer wieder ausführlich zu erläutern. Wenn an einigen die Merkmale des Kitsches eingehend herausgeschält worden sind (Abb. 2 und 3), erkennt sie das nun ein wenig geübte Auge des Schülers an andern Beispielen meist überraschend sicher.

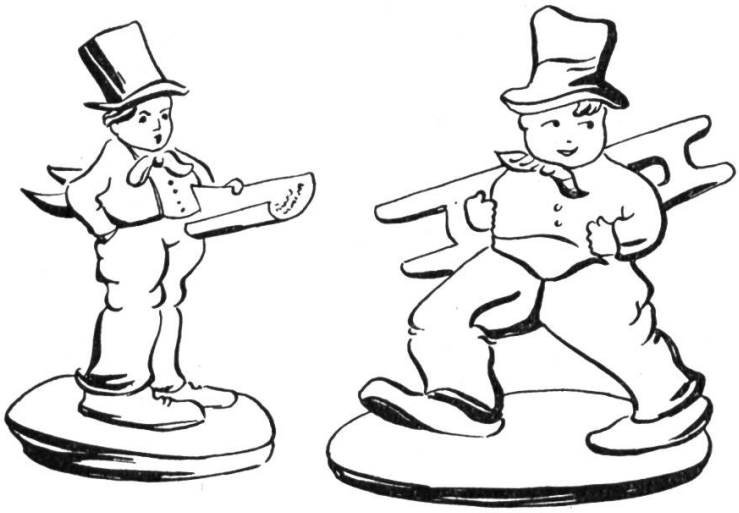


Abb. 9 Abb. 10

Gewöhnlich ist dieser geistlose Jahrmarktskram auch im Material entsprechend: er besteht häufig aus billigstem Porzellan oder Gips, die schluderig mit süsslichen Farben unter Beigabe von «Gold» bemalt sind. Die Bemalung geht meist nur so weit, als die Schauseite des Gegenstandes reicht. Ebenbürtig benehmen sich die kitschigen Tierfigürchen (auf «schnusig» gestimmt): das Bändeli und Mäschli tragende, schwammige Büseli (Abb. 11, rechts), der mollige Pudel mit dem goldenen Körbchen im Maul oder der bronzefarbene, stolze Raubvogel aus Gips. Gekünstelte Plattheiten treffen wir auch in ganz «originellen» Gebrauchsgegenständen: die Katze als Kaffeekrug (Abb. 11), das Huhn im Korb als Konfitürengeschirr. Selten werden sie aber, einer noch gesunden Regung folgend, dem Zwecke dienstbar gemacht, sondern fristen ihr Dasein als sinnloses Zierstück in einer Vitrine oder auf dem Buffet.

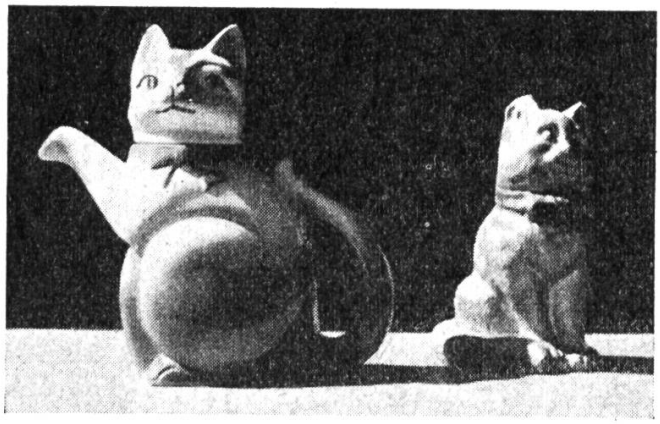


Abb. 11

Wir wollen nicht unterlassen, noch auf drei bevorzugte Arten neuzeitlichen Kleinplastikkitsches mit Nachdruck hinzuweisen.

1. Zu Hunderttausenden werden die Hummel-Karten auch in der Schweiz gekauft. Trotz dem mit kleinen Veränderungen bis zur Unerträglichkeit immer wiederkehrenden, humoristisch-grotesken kindlichen Zerrbild scheint das Bedürfnis darnach unersättlich. Sie sind die Modekarten seit Jahren. Pfiffige Porzellan- und Tonwarenfabrikanten witterten da einträgliche Geschäfte und lassen diese Bäbelikinder, angetan mit Fräckchen, Schlapphüten, Zylindern, ellenlangen Stiefeln, Bass- und andern Geigen, als Plastiken in Menge herstellen (Abb. 7, 9, 10). Man legt Wert darauf, das Gernegrosssein dieser Knirpse möglichst liebenswürdig erscheinen zu lassen. Selbstverständlich geht es beim Fabrizieren dieser Dingerchen nicht darum, gute Kunst um wenig Geld in die Wohnstuben zu bringen (eine Fabrik schafft keine Kunst!). Auch wirkt der Humor in diesen Darstellungen des Kindes nicht wahrhaft, sondern gekünstelt, gesucht.

2. «Höheren» Ansprüchen gerecht zu werden, versuchen die rot und braun getönten Terracottaplastiken (gebrannter Ton), vornehmlich Mädchen-, Damen-, Reh- und Pferdefiguren, die in «Kunsthandlungen» gleich zahlreich wie im Winkelladeli und Warenhaus zu finden sind. Diese liegenden, kauernden, sitzenden oder tanzenden, sinnenden, träumenden oder verzückten weiblichen Figuren benehmen sich auch dem Preise nach sehr «künstlerisch»; sie kosten bis zu 100 Fr. und mehr (Abb. 12). Erst bei näherem Zusehen wird dem Betrachtenden klar, dass es sich um leblose Schemenfiguren handelt, die alle gleich schmalzig und deren Gebärden kraftlose Posen sind. – Nicht dahin gehören die kleinen Tierfiguren, die Mannli und Fraueli, wie sie als Keramikplastiken von einigen Töpfereien herausgebracht werden. Diese oft ungelenkig geformten, drolligen Werklein wollen keine hohe Kunst vortäuschen; sie bewahren den Charakter spielerischer Gestaltung, bringen ein bisschen Humor in die Stube und sind gute Kleinkunst. – Die Herstellung der kitschigen Terracottafiguren geht meist so vor sich: Irgendein geschickter Professor einer zweitrangigen deutschen Kunstakademie, bei dem die kaufmännische Seite stärker entwickelt ist als die künstlerische, erhält den Auftrag, eine Serie der erwähnten Figuren herzustellen. Nach diesen Originalstücken werden dann in der Fabrik Hunderte und Tausende von Abdrücken gemacht, mit denen der «Künstler» nichts mehr zu schaffen hat und die dann in alle Welt verschickt werden. Diese «Kunst»fabrikate erscheinen denn auch anonym; kein Käufer weiss je, von wem und woher die von ihm erstandene Plastik stammt. – Auch der wahrhafte Bildhauer stellt oft von seinen Kleinplastiken Abdrücke her, von einem Gegenstand aber nur ein paar wenige, die er sorgfältig überarbeitet und möglicherweise nach dem Brennen mit Bienenwachs oder Farbe patiniert. Diese Arbeiten bewahren die handwerklich künstlerischen Züge des Einzelstückes.

Abb. 12

3. Begehrt ist der neuzeitliche Schlager: die künstlerisch scheinende, serienmässig hergestellte Maske (Abb. 13 und 14). Sie trägt das Schönheitsideal und Wunschbild vieler Mädchen, wie es in Kitschfilmen, Modejournalen und Kosmetikheften gepriesen wird. Die Masken mit ihren hoch- und breitgezogenen Augenbrauen, den Stromlinien-Mandelaugen, den roten, vollen Lippen, den

Abb. 13

Abb.14

schlanken, leicht gebogenen Hälsen, den bewegten Falten des roten, blauen, gelben oder grünen Kleides und den peinlich gepflegten Haarlöckchen und Wellen in Gold, Blau, Rost oder Dunkelrot sind künstlerisch leerer Schein und menschlich hohl. Sie gehören nicht ins Wohnzimmer, in dem ein gesunder Geist waltet, bestenfalls ins Schaufenster einer Coiffeuse, wo sie keinen weiteren Zweck zu erfüllen hätten als den der Reklame.

Dieser Kunst verwandt sind jene Plastiken (Masken, Reliefs und Büsten), die vornehmlich für die Wohnstube des Gebildeten bestimmt sind. Verständlich ist, dass jemand aus Verehrung einer Geistesgrösse auch deren sichtbares Abbild wünscht. Da es aber sehr schwer ist, einen Künstler zu finden, der Shakespeare, Gotthelf oder Puccini modellieren oder in Stein hauen würde (es müsste schon einer sein, der selbst die Lust dazu verspürte, gute zeitgenössische Bilder und ein inneres Verhältnis zum Künstler und dessen Werk besässe), und solche Werke zudem teuer zu stehen kommen, so sind auch diesen Wünschen Kunstfabrikanten mit entsprechenden Plastiken entgegengekommen. Diese Produkte werden ebenfalls in der erwähnten Art und Weise hergestellt. Allerorts an Wände gehängt, auf Klavieren, Tischchen und Buffets stehend, begegnen wir diesen uniformen, kraftlosen, theatralisch sich gebenden Gestalten: dem finsteren Beethoven, dem pathetischen Wagner, dem heiteren Mozart und dem träumenden Schubert. Hiefür wird alles nur denkbare Material verwendet; man richtet sich nach dem Geldbeutel der Käufer: Gips auf Metallton gefärbt, Blech, Alabaster bis zur echten Bronze und zum Marmor. – Beidseitig des Lehrerpultes treffen wir hin und wieder die bronzierten, schäbigen Gipsbüsten von Schiller und Goethe, auf dem Bücherschrank thront – o hehres Abbild des Geistes – Dante in ganzer männlicher Schönheit neben seiner Idealgestalt Beatrice (in der «Göttlichen Komödie») voll holder Weiblichkeit, den goldenen Lorbeerzweig im Kopftuch (Abb. 15). Hier tritt an Stelle des gestalteten Lebens die entseelte, verwässerte Idealisierung.

Abb. 15

«Alles, was schön ist, ist Kitsch», sagte betrübt ein Mädchen nach der Betrachtung kitschiger Gegenstände. Wie lassen wir den Schüler der Kunst begegnen?

Das Zeigen von Kleinplastiken, von Reproduktionen und Besichtigungen öffentlich ausgestellter Plastiken ist ein Weg; am wirkungsvollsten aber ist der Besuch einer Künstlerwerkstatt. Scheuen wir uns nicht davor! Jeder Künstler freut sich des Besuches; er empfindet ihn in den allermeisten Fällen nicht als Störung, sondern als eine Wertschätzung seiner Arbeit, die er ja für die Mitmenschen schafft; und jeder ernsthafte Künstler weiss, dass der im Kinde schon geweckte Kunstsinn wie ein guter Samen weiter wirkt. Nur in der Werkstatt wird die künstlerische Arbeit in direkter Beziehung zu ihrem Schöpfer erlebt. Aus diesen Eindrücken und einem schönen menschlichen Erlebnis erwächst die Ehrfurcht vor der handwerklich schöpferischen Arbeit. Geht zunächst das Interesse des Kindes immer darauf, was dargestellt ist, so soll es hier auf das viel Entscheidendere, wie etwas geformt ist, geführt werden. Hüten wir uns vor zu häufiger und zu eingehender Kunstbetrachtung. Sie ist, kurz gefasst (vgl. «Puttli»), als Auftakt berechtigt, ja nötig; aber die Gefahr des literarischen Zerredens und des Hineindeutenwollens ist nahe. Die Werke sollen durch das Auge, nicht durchs Gehör, zur Seele dringen. Wenige Hinweise können über das tastende Erahnen zum sichern Erkennen führen: im Kunstwerk äussert sich das Leben in geformter Neuschöpfung, beseelt durch die Wärme eines starken Gefühls. Vergleiche: die wahrhaft kindlichen Kinder in Abb. 16 (das 2. Figürchen links ist eine Studie zu einem Kindergrab); das ruhevolle Formenspiel der stehenden Lastenträgerin in Abb. 19; den Wohlklang der Formen in den knienden Frauengestalten von Abb. 17 (links und rechts Tonskizzen); die Kraft in den Bauerngestalten von Abb. 18 (die Figur links stellt den das Christuskind tragenden Christophorus dar, ein Entwurf zur grossen Steinplastik an der Fürstenland-

Abb. 16

Abb. 17

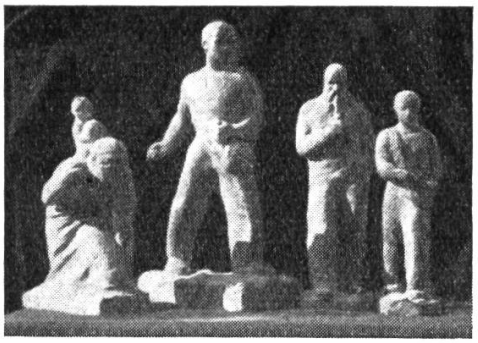


Abb. 18

Abb. 19

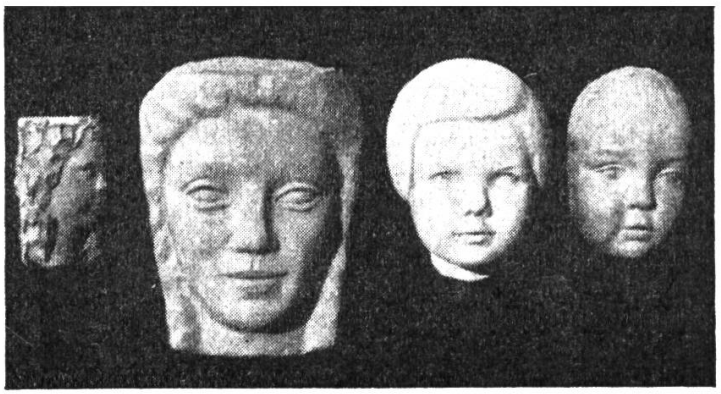


Abb. 21

Abb. 20

brücke in St.Gallen-Bruggen); die Unbeholfenheit und Anmut des Jungtieres im Steinböckli von Abb. 20 (mit einer 5 cm hohen Skizze; siehe auch Gartenplastik Abb. 4) und in den lebensvollen Masken in Abb. 21. Die grössten dieser Kleinplastiken sind höchstens 40 cm hoch. Ihre wirklichen Ausmasse sind im Bild nicht sichtbar und bezeugen die Begabung des Meisters, auch im Kleinen gross gestalten zu können.

Abb. 22: Ein kapitaler Kitsch, süsslich romantischer Schwulst: Begegnung des werbenden, «edlen» Ritters in goldgesprenkeltem Kleide, den wallenden Locken und einem mächtig geschweiften Schlapphute, mit dem holdselig sanften Burgfräulein unterm früchteschweren Apfelbaum. Auch ein bevorzugtes Motiv in kitschigen Romanen!

Reihen wir zum plastischen Schmuck noch die Vase als Zierstück (nicht als Gebrauchsgegenstand) ein: Abb. 23, eine unverzierte Vase, allein durch die Schönheit ihrer Form ein edler Zeuge kunstschaffender Hände.

Abb. 22

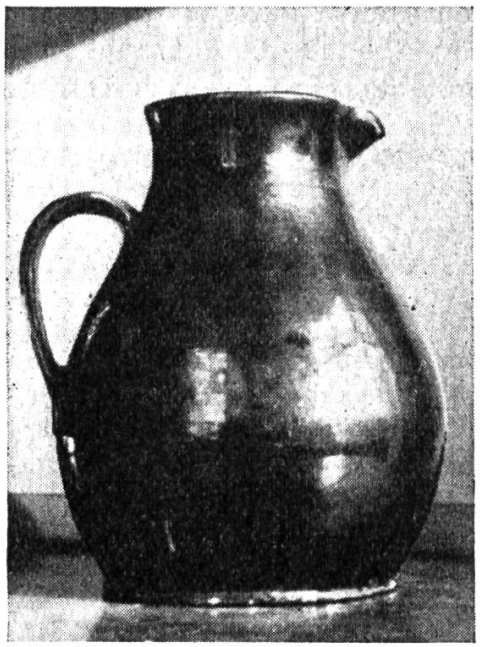


Abb. 23

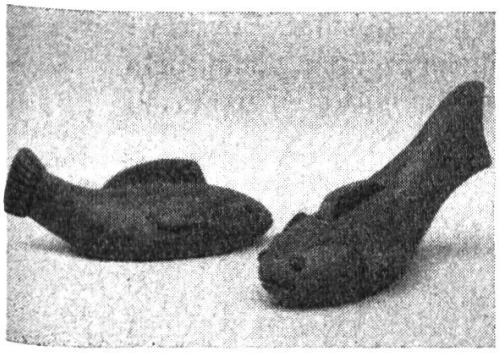


Abb. 24

Abb. 25

Abb. 26

Neben der vergleichenden Betrachtung von Kunst und Kitsch führt das eigene, schöpferische Gestalten des Schülers am sichersten zum Verständnis der Kunst. Wie wir die freie Schülerzeichnung aller Schulstufen mit Kunstwerken vergleichen, nicht um zu messen, sondern um zu sehen, wie ein Künstler ein gleiches Motiv gestaltet, so halten wir es auch mit den freien plastischen Arbeiten der Modellierstunden. Während wir auf der Unterstufe ohne jegliche Beeinflussung frei gestalten lassen, bedarf beim Modellieren der ältere Schüler meist der beratenden, hinweisenden Hilfe, nicht des Vorbilds, aber einer gewissen Lenkung. Die Abb. 24–26 zeigen Arbeiten von Knaben der 5. und 6. Primarklasse. Bevor wir ein Tier oder einen Menschen modellieren, besprechen wir die wesentlichen Merkmale ihrer Erscheinung, ihren charakteristischen Bau und weisen auf ihre Schönheit hin. Beispiel: der Fisch. Wir wollen nicht diesen oder jenen Fisch möglichst naturgetreu wiedergeben, sondern den Fisch überhaupt, gleichviel ob er lang und schmal oder breit, dick und kurz ist, er soll aber möglichst die Rasse und Eleganz des Fischleibes und seiner Bewegungen ausdrücken; Maul, Kiemen, Flossen und Schwanz sollen im Einklang dazu stehen. Ihre Formung soll plastisch, nicht zeichnerisch sein. Wir machen den Schüler weiter darauf aufmerksam, dass es nicht wichtig ist, ob die Beine seines Pferdes, Esels, der Kuh oder des Elefanten am natürlichen Vorbild gemessen zu dick oder zu kurz sind, sondern dass allein entscheidend ist, ob diese Formen innerhalb ihrer Darstellung zu den übrigen Formen des Leibes, Halses und Kopfes harmonisch wirken und ob sie die Art des Tieres kennzeichnen. Wir halten darauf, dass sich der Schüler, wenn es seiner Anlage nicht zuwidergeht, auf möglichst grosse Einfachheit beschränkt, damit er sich nicht im Detail verliert und er zum Erlebnis der wohlproportionierten, der schönen, klaren Form gelangt.

Darin besteht die allmählich einsetzende Formschulung. Sie vollzieht sich bei aller Bewahrung der persönlichen Eigenart während des Erfassens und Gestaltens des Motivs.

Wir beschreiten meist den Weg, den auch der Bildhauer begeht. Jeder Schüler formt in der Hand aus einem Klümpchen Lehm eine Tonskizze, drückt und modelt an ihr herum, wie er es von früher her gewohnt ist, bis er glaubt, seine Eule, seinen auffliegenden Vogel, seine Katze, sein Bäuerlein oder Marktfraueli entdeckt zu haben. Der phantasiereichere Schüler regt unmittelbar den phantasiearmen an. Die gegenseitige Anregung ist erfrischend und natürlich. Sie vollzieht sich innerhalb der Welt des Kindes. Diese Skizze bearbeitet dann der Schüler in einer grösseren Ausführung, die möglichst 20–50 cm lang oder hoch sein sollte, damit er auch wirklich mit den Händen formen (nicht nur

«teggele») kann und so in starke Beziehung zum Werkstoff gelangt. Bevor wir die getrockneten Gegenstände zum Brennen in die Ziegelei bringen, schmirgeln wir einzelne mit Glaspapier, um ihre Formen noch klarer hervortreten zu lassen (Beispiel: Fische, Abb. 24).

Fotos: R. Riegg, Lehrer, St.Gallen.

Mer Lüüt uf em Land

Ein Gespräch zwischen Stadt- und Landkind Von Klara Müller

(Stadt- und Landkind begegnen sich.)

Stadtkind:
Du, Maitli, los, wo goht de Wäg
zom nöchschte Dorf? Chan i do schräg
grad öber d Wes em Waldweg noo,
oder mues i de Stross no goo?

Landkind:
Glob, d Landstross wär grad recht för dii!
Loss du das Schattewägli sy!
Du chämsch no dor e nasses Tobel,
säb wär för dini Schue nöd nobel.

Stadtkind (ungeduldig):
Awas, de heisse Landstross noo!
Do han i gwöss e Stond no z goo.
Em liebschte gieng i wider hei.
Langwilig isch es scho bi eu

doo uf em Land! Das bruucht e Zit!
Wo men au heewill, isch es wyt.

Landkind (pfiffig):
Wenn d so pressiersch zom Widergoo,
was bischt denn zlieb do use choo?

Stadtkind:
Ach, d Muetter schickt mi. – D Schwöschter ischt
im Landdienscht und füert all Tag Mischt
und hüetet d Chüe und d Schoof und d Schwy.
Puh, pfui! I wett si nöd sy!

Landkind:
Worom nöd? Häscht e z fini Nase?
Gfallt der de Stallgruch nöd grad ase?

Stadtkind:
Jo, i mues säge, s ischt e Schand,
wie s schmeckt i üsem Vaterland

us dene Ställ! S isch nöd zom Säge;
mi wör das Grüchli halt ufrege,
i bi mi ebe anderscht gwöhnt.

Landkind (überlegen):
Bisch gwöss verpäpplet und verwöhnt.

Bis d Puurenarbet wörischt schätze
chönt i lang a di aneschwätze.
Wohär chont d Milch? Tänkscht echt au dra,
dass me zo dem halt Chüe mues ha?

Und hät me Chüe, so bruuchts au Ställ.
Jetz, bitti, öberleg der schnell,
wie ehr dra wäred i de Stadt,
wenns gär kei Chüe gäb! – He, s wär glatt,

wenn d Puure d Chüe nöd wöred pfläge.
I glob, denn chöntsch di erscht ufrege,
wenn d nie meh Milch hettsch und kei Schmalz!

Stadtkind (ungeduldig): Natürli jo, das weiss i alls.

(überheblich) S isch klar, dass d Chüe müend z fresse ha,
damit mes nohär melche cha.
Das hemmer i de Schuel scho glernt
und au vom Säie, vo dr Ernt.

No meini, müesst us dene Sache
de Puur nöd so e Wäsis mache.

Landkind: Meintsch, das sei nüt, förs Fuetter sorge?
Tänk au, im Heuet, wo am Morge

die Puure früe scho müend go mäie
bis d Made ligged, langi Reie,
müend zette, reche, lade, schwitze;
die chöned nöd im Schatte sitze.

Stadtkind (triumphierend): Wowoll, säb hani au scho gseh,
die lönd sichs wol sy, o herjeh,
so ondrem Bomm bi Chäs und Moscht.

Landkind (hitzig): De Znüni hends verdient, bigoscht,

wenns sit em vieri gschaffet hand!

(stolz) Jo, jo, mer Puurslüüt uf em Land,
mer wössed halt, was Arbet ischt.

Stadtkind (mit Überhebung): Wie ungebildet du no bischt!

Meintsch gwöss, mer Städter schaffed nüt.

Landkind (heftig): Emol nöd so, wie d Puurelüüt!
Wenn stoht denn dini Muetter uf?

Stadtkind: Nöd zfrüe, doo get si nöd vil druuf.

Landkind: Aha!

Stadtkind: Doch nohär hät si recht vil z tue,
si hät de Tag dor gär kei Rue.
Im Gschäft helft si halt au no mit.
Und was de Hushalt z schaffe git!

Sie mues doch au förs Esse sorge.

Landkind (mit Überzeugung): Doch so im Schaffe fascht verworge
denn glich no nöd wie üsri Muetter.
Alls mues si richte: s Hennefuetter,

mues d Chüngel bsorge, d Sauechoscht
und all parat sy mit em Moscht.
Mues Znüni, z Mittag, z Vieri mache
und selber Brot und Püürli bache.

S git Hüüfe z tue: abwäsche, bette
und zwüschetie im Garte jäte,
omstäche, tünge, pflanze, säie,
Herdöpfel stecke, mengi Reie

und Bluemechöhl und Chabis züche.
I glob, ehr Stadtlüüt wöred flüche
vor sovel Arbet. S wär eu z streng.

Stadtkind (kleinlaut): Jo, s werdt mer jetz scho heiss und eng.

Landkind (immer eifriger): Und denn erscht i dr Erntezit,
herjeh, was es doo z schaffe git!
D Muetter sogär mues Garbe bende,
me hät si z chorz an alle Ende,

und au bim Trösche helft si mit.
Ehr Stadtlüüt hetted tüüri Zit,
wenn mer üs nöd so wöred wehre.
Ehr hetted bald nünt me z verzehre

und müessted Hunger ha wie lätz!
Ehr hand üs nötig; globsch es jetz?

Stadtkind: Jo s tunkt mi fascht, i chönns verstoh.
Emol i wör zom Schwitze choo,

wenn i so schaffe müesst wie bsässe.
Und s ischt jo wohr, me hett nüt z ässe,
wenn ehr eu nöd so wöred rode.

Landkind: Natürlech, me hett nüt vom Bode.

Stadtkind (seufzend): I will bestimmt kei Püüri gee!
I glob, de Rugge tät mer weh.

Landkind (überlegen): Jo du, wenn d müesstischt Obscht ufläse
und usemeschte mit em Bäse!

Im Herbscht gohts erscht recht hitzig zue,
do hend au mer kei Stöndli Rue.
Uf eimol isch grad alles ryf.
Vom Pücke werdt de Rugge styf.

E strengi Zit för d Puurefrau.

(immer lauter und eindringlicher) Bim Moschte helfe sött si au
und flicke, wäsche ganzi Chübel.

Stadtk. (sich die Ohren zuhaltend): Hör uf! Es werdt mer gwöss fascht übel!

I globs jo jetzt und ha diräkt
uf zmol en bäumige Respäkt
vor eu, vor allne Puurelüüt.
Hetts nöd globt, won i fortbi hüt.

Me hät zwor i de Schuel verzellt,
wie d Puurenarbet uf de Welt
en Notze hei för jederma
und wie me mües en Achtig ha.

No hanis nie rächt welle globe,
ha gmeint, me täg eu gär zvil lobe.
Jetzt aber lueg is anderscht aa.
Drom wend mer zwei de Fride ha.

Landkind: Jo gwöss, doo bin i au deby,
mer wend grad nochli loschtig sy!

Stadtkind: I sött halt goo, es werdt soss zspoot.
Seisch mer no gnau, wos doregoht?

Landkind: Weisch wa, i chomm e Stückli mit.
Mer laufed stramm im gliche Schritt
de Landstross no em Dörfli zue,
und singe wemmer au dezue.

Stadtkind: Ersch no! Mer hand e Lied jo glernt
vom Heue, Schaffe, vo dr Ernt.
Das singed mer . . .

Landkind: Das chani au! –
Zor Ehr vo Puur und Puurefrau!

Umherziehend singen sie das Lied «Mer Lüüt uf em Land» aus der Sammlung «Im Röseligarte», herausgegeben von Otto v. Greyerz. Wort und Weise von Aloys Gentz.

Mer Lüüt uf em Land sind so luschtig und froh,
Mer füered es Läbe, s chönt besser nöd goo.
Drom chömed, ehr Städter, betrachted dä Stand
und lerned au schätze de Puur uf em Land!

Pfeif noch einmal!

Von Dora Schönholzer

Wie wäre es uns wohl zumute, wenn wir nach jeder Theateraufführung, der wir beigewohnt haben, den Inhalt wiedergeben und nach jedem Vortrag eine Disposition anfertigen müssten? Den armen Schülern aber geht es so: man hat eine schöne Erzählung besprochen; nun soll man sie lesen lernen auf das nächste Mal. – Es war so interessant in der Naturkundstunde; aber jetzt gibt es dann eine Prüfung!

Dürften wir nicht von Zeit zu Zeit den Kindern eine in sich gerundete, abgeschlossene Lektion bieten, deren Stoff später nicht repetiert wird und bei der es gleichgültig ist, ob eines gescheit ist oder dumm, ob es oft die Hand aufstreckt oder nicht.

Hier möchte ich eine solche Stunde skizzieren. Es liegt ihr folgender Text zu Grunde:

Pfeif noch einmal! A. Fisler (Zürcher Lesebuch für das 4. Schuljahr)

Fritz fuhr mit seinem jüngeren Bruder Karl auf der Eisenbahn. Der Kleine schaute aus dem Fenster und hatte grosse Freude an den Häusern, Bäumen und Telegrafenstangen, die so schnell vorüberrannten. Er jauchzte laut, und sein Bruder musste beständig dafür sorgen, dass er den Kopf nicht zu weit aus dem Fenster streckte. Als sich Karl trotz des Bruders Warnung wieder aus dem Fenster beugte, nahm ihm Fritz schnell den Hut vom Kopfe, verbarg ihn hinter dem Rücken und sagte dann: «Schau, Karl, jetzt hat der Wind dir den Hut genommen, weil du nicht folgsam bist!» Nun fing der Kleine an, jämmerlich zu weinen und zu heulen, so dass alle Leute im Wagen auf ihn schauten. «Wenn du stille bist», sagte jetzt der Bruder beruhigend, «will ich dem Winde pfeifen, dass er dir

den Hut wieder bringt.» Er pfiff und setzte heimlich dem Schreihals den Hut wieder auf den Kopf. Das dünkte den Kleinen lustig, und er lachte wieder. Nach einer Weile, als Fritz nicht gerade auf ihn acht gab, warf er den Hut selbst aus dem Fenster und bat dann den Bruder: «Pfeif noch einmal!»

Nicht hinauslehnen
Ne pas se pencher en dehors
È pericoloso sporgersi

Ohne ein Wort zu sagen, weise ich am Anfang der Stunde dieses Täfelchen vor. Schüler: Es ist im Eisenbahnwagen angebracht. – Genauer!

Aufschrift: deutsch, französisch, italienisch.

Andere solche Täfelchen im Bahnwagen:
Keine festen Gegenstände aus dem Wagen werfen. – Nichtraucher. – Raucher. – Nicht auf den Boden spucken.

Bildet Befehlssätze:
Lehne nicht hinaus! Wirf die leere Flasche nicht hinaus! Usw.

Oder Sätze mit Hilfstätigkeitswörtern:
Du darfst nicht hinauslehnen! Du sollst keine Zigarre anzünden! Du musst die Zigarette zum Fenster hinauswerfen! Usw.

Vorbereitung der stillen Beschäftigung: Die Sätze vorweg an der Tafel festhalten.

Warum dürfen wir nicht hinauslehnen?
Gefährlich: oft Leitungsmast nahe am Geleise; könnte Hand, Arm wegreissen (allenfalls Beispiel, Verletzung aber nicht ausmalen).

In der Erzählung, die wir nachher lesen, kommen zwei Brüder vor:
Fritz: älter, vielleicht Fünftklässler, Sekundarschüler.
Karl: klein, trägt neues Hütchen auf dem Kopf (wie ihr Buben heute Dächlikappen habt), ist natürlich stolz darauf.
Die beiden dürfen Eisenbahn fahren. – – –?
Schüler: Wohin dürfen sie fahren? Woher kommen sie? Zu wem fahren sie? Wer begleitet sie? Oder dürfen sie gar allein fahren? Warum müssen sie allein fahren?
Ja, sie fahren allein. Alles andere steht nicht in unserer Erzählung. Also dürfen wir raten!
Schüler: Fritz und Karl fahren vielleicht von Kollbrunn nach Winterthur . . . in die Ferien . . . zur Grossmutter. – Vater und Mutter arbeiten vielleicht in der Fabrik; sie können nicht mitkommen. – Fritz will lieber allein fahren; er ist schon gross!
Mutter: Dass du mir den neuen Hut nicht verdirbst, Karl! Fritz, du achtest auf deinen kleinen Bruder und trägst ihm Sorge!
Fritz: Natürlich! Selbstverständlich! – – – Aber! . . .
Ja, ja, da hat man viel zu tun! Druck nöd eso! Heb d Bei nöd uf de Bank! Tue nöd eso uselehne! (Schweizerdeutsch oder auch noch schriftdeutsch.)
Und doch gehorcht der Bruder nicht!
Ja, es ist nicht so leicht! Fritz denkt an Mutter, Vater, Lehrer. Es kommt ihm in den Sinn, wie der Vater einmal gesagt hat: Erziehen ist einfach eine Kunst.
Lehne nicht hinaus! – Lehne nicht hinaus!

Jetzt begreift Fritz die Mutter, die manchmal meint: Me muess doch immer s glych säge! Und alles Rede nützt nüt!
Was hätte Fritz tun sollen?
Den kleinen Bruder ablenken; ihm Dinge zeigen im Wagen, auf der andern Seite. (Oder ihm eine Geschichte erzählen, sagt ein Schüler.)
Dem Kleinen erklären, warum man nicht hinauslehnen darf.
Oder ganz einfach: Das Fenster schliessen.
Wir wollen lesen, wie er's angefangen hat: . . . (siehe oben).
Erzählt! – Was sagt ihr dazu?
Armer Fritz! Wollte es so gut machen, und nun ist er gestraft.
Und doch hat er etwas falsch «gemacht». – – –?
Man darf die Kinder nicht anlügen zur Erziehung! Nicht: Susch chunnt de Bölima! De Samichlaus nimmt di! Sondern entweder einfach: Fertig! Schluss! Fenster hinauf! Oder besser: Erklären, warum (wenn das Kind nicht noch zu klein ist).

Diese Lektion wurde am Examen gehalten. Obiger Schluss ist etwas schwer, für schwächere Schüler vielleicht unverständlich. Er war auf die anwesenden Erwachsenen gemünzt. Aber auch den Kindern darf man einmal sagen, was über ihr «klares» Verständnis geht; sie ahnen wohl, was gemeint ist, und behalten's doch.

Sucht Beispiele! (Gebt Befehle aus dem Schulzimmer und erklärt deren Sinn!)
Nicht lärmen im Schulzimmer vor der Stunde,
damit die Lehrerin nicht gestört wird,
weil wir sonst nachher doch nicht ruhig sitzen können.

Nicht abschauen; du hilfst dir selber nicht damit!
Sorgfältig arbeiten! Du sollst doch ein guter Arbeiter werden.
Die Schuhe putzen vor dem Eintreten;
sonst bekommen wir einen schmutzigen Boden;
sonst muss der Abwart sich um so mehr abplagen.
(Oft gibt es mehr als eine Erklärung.)

Dies darf nicht als «Moral von der Geschichte» wirken oder als Anhängsel. Vielleicht erinnern wir uns zum Abschluss an ein lustiges Begebnis in unserm Schulzimmer. Oder der Lehrer gibt ein (diesbezügliches) fröhliches Abenteuer zum besten.

Stille Beschäftigung (vielleicht einmal selbst aussuchen lassen):
Befehlssätze bilden: nach Eisenbahntäfelchen. Oder: Fritz befiehlt Karl. Oder: Die Mutter befiehlt Fritz.
Befehlssätze bilden mit anschliessenden Erklärungen (aus dem Schulleben oder von daheim oder aus dem Leben auf der Strasse).
Wem ist ein ähnliches Erlebnis eingefallen? Aufsätzchen!

Die passenden Hilfstätigkeitswörter einsetzen:
Fritz und Karl . . . Eisenbahn fahren. . . . ich am Fenster sitzen! Wir . . . ja abwechseln. . . . du vorwärts fahren? Du . . . nicht hinauslehnen! Man . . . auch keine festen Gegenstände aus dem Wagen werfen. . . . wir noch lange fahren? Im Tunnel . . . du das Fenster schliessen! Nun . . . wir bald ankommen.

Oder: Wir machen es einmal ohne stille Beschäftigung. Nach der Lektion ist die Schule aus!

Wir lernen wägen

Arbeitsbeispiel zur Einführung und Übung eines Hundertermasses

Von Karl Dudli

Das Rechnen führt in unsern Schulen noch häufig ein Sonderdasein. Gewiss verlangt es einen systematischen Lehrgang, einen methodisch und sachlich klaren Aufbau. Dieser ruft aber gerade einem lebensnahen Unterricht im besten Sinn des Wortes. Ich meine, das Rechnen sollte nicht als etwas Isoliertes neben dem übrigen Unterricht betrieben werden, sondern mit diesem in einer inneren Beziehung stehen. Jede mathematische Fertigkeit soll sich das Kind in der tätigen Auseinandersetzung mit seiner Umwelt erwerben, mit wirklichem Tun. Und besonders im Sachrechnen sollen die Erkenntnisse aus der Erfahrung gewonnen werden.

Wann drängt sich denn die Behandlung der Gewichtsmasse auf? Doch sicher nicht einfach dann, wenn man im Rechnungsbüchlein auf der betreffenden Seite angelangt ist! Also nicht so: «Schlagt das Büchlein auf, Seite . . .! 1 Doppelzentner hat 100 Kilogramm. Sagt es alle! Franz, beginne bei Nummer . . .»

Diese «Montagmorgen-Methode» ist sehr einfach; es ist der Weg des geringsten Widerstandes – für den Lehrer! (Wenn dies eine Übertreibung ist, nehme ich sie gerne zurück.) Wir sind noch keineswegs über den blossen Wortunterricht hinausgekommen. «Was dient dem Schüler?» muss immer unsere Gewissensfrage sein.

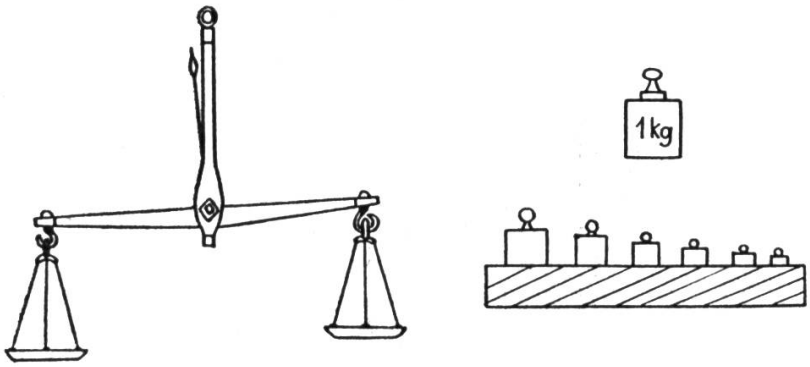
Wie der Zweitklässler durch die wirkliche Beschäftigung mit dem Liter und dem Deziliter dieses erste Zehnermass kennenlernte (z. B. im Thema «Milch» oder «Obst»), so wird der Drittklässler in dieses Hundertermass eingeführt, wenn es ihm in der Wirklichkeit, also auch im Unterricht, begegnet. Dies kann bei der Behandlung des Themas «Obst» der Fall sein. Obst wird in Körbe, Zainen, Kisten, Säcke usw. eingefüllt, verkauft, gekauft und daher gewogen.

Wir können einmal zusehen, wie das beim Bauern oder auf dem Markt zugeht. – Wir können aber auch selber wägen!

Wir müssen wissen, wie schwer ein Korb, ein Harass, ein Sack voll Obst ist. – Allgemeine Aussprache über Beobachtungen und Erlebnisse: Wo, wie, was wägen? – Bilder, Skizzen.

A. Leichte Sachen – Kleine Gewichte

Arbeitsmaterial: Schalenwaage (Schul- oder Küchenwaage) mit Gewichtsteinen; Obst, Sand, Bücher usw. zum Wägen.



Wie die ersten Äpfel (Kirschen, Erdbeeren) verkauft und gekauft werden: «per Kilo».

Was auf den Gewichtsteinen steht: Wir lesen und schreiben auf: 1 kg, 500 g, 200 g, 100 g, 50 g, 20 g, 10 g . . .
kg heisst also Kilogramm; g heisst Gramm.

Was die Kinder «per Kilo» holen; was die Mutter «per Kilo» kauft: einen Zweipfünder (Brot), Zucker, Mehl usw.

Wir wissen also ungefähr, wie schwer ein Kilogramm ist. Wir nehmen den Kilostein, wägen ihn auf der Hand. – Wir schätzen das Gewicht einer Schale voll Äpfel, eines Buches usw. Wir wägen, schätzen und wägen wieder . . .

Wir sprechen:	12 Äpfel wiegen 1 kg.
	1 Brot wiegt 1 kg.
	1 Topf voll Sand wiegt 1 kg. Usw.
Wir merken uns:	1 kg hat auch 2 Pfund (℔).
	1 kg hat vier halbe Pfund.

Ganz wenig von einer Sache, ganz leichte Sachen – ganz kleine Gewichte

Vergleiche die Lebensmittelkarte! Was wir nur in kleinen Mengen kaufen: 100 g Butter, 50 g Käse, Backpulver usw. – Für ganz leichte Sachen besonders feine Waagen: Briefwaage, Apothekerwaage.

Wir wägen den Kilostein mit kleineren Steinen. Merke:

1 Kilogramm hat 1000 Gramm	So sprechen!
1 kg = 1000 g	So schreiben!

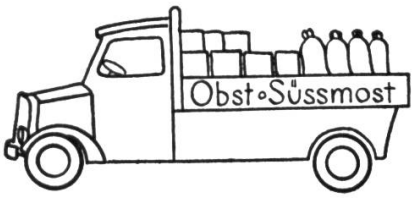
Rechenübungen:

500 g + ? g = 1 kg	1 kg – 300 g =	1 kg = 2 × 500 g
800 g + = 1 kg	1 kg – 700 g =	1 kg = × 200 g
400 g + = 1 kg	1 kg – 200 g =	1 kg = × 100 g
100 g + = 1 kg	1 kg – . . .	1 kg = × 50 g
. . .	. . .	. . .

Weitere Wägeversuche: Wir wägen 100, 250 . . . g Äpfel, aber auch 2, 3, 4, 5 . . . kg.

B. Schwere Sachen – Grosse Gewichte – Grosse Waagen

Beobachten und Erleben: Obst, Kartoffeln, Kohle . . . in Säcken, Zainen, Kisten, Harassen . . ., auf dem Rücken des Mannes, auf Wagen und Autos.



Wo wägen? – Was für Waagen? – Bauernwaage, Dezimalwaage (der Ausdruck tut nichts zur Sache), Ladenwaage, Brückenwaage.

Wir können die Sachen nun nicht mehr selber tragen. Der Sack, die Kiste ist zu schwer. Er wiegt viele Kilogramm. – Für schwere Sachen gibt es ein besonderes Mass: Zentner, Doppelzentner.

Merke:	1 Doppelzentner hat 100 Kilogramm	So sprechen!
	1 q = 100 kg	So schreiben!

Das ist also ein Hundertermass. Vergleich mit Franken und Rappen!
Wenn möglich: einen Doppelzentnersack betrachten. Beim Bauern oder im Laden zusehen. – Wieviel wiegt nun eine Zaine voll Obst, eine Kiste, ein Harass . . . voll?

Kinder auf der Waage. Jedes merkt sich sein Gewicht und schreibt es auf. – Wo finden wir besondere Personenwaagen? – Auf dem Bahnhof, in der Badeanstalt usw. – Waagen für ganz kleine Kinder; regelmässige Kontrolle! – Mindestens jährliche Wägungen der Schüler. – Schularztdienst.
Wie viele und welche Schüler wiegen zusammen einen Doppelzentner? Wer wiegt einen Zentner? Und wer wohl gar 100 kg?

Übungsreihen:

1 q = 100 kg	400 kg = 4 q	1 q 70 kg = 170 kg	630 kg =
3 q =	600 kg =	5 q 60 kg =	720 kg =
7 q =	900 kg =	2 q 10 kg =	840 kg =
4 q =	300 kg =	9 q 80 kg =	260 kg =
. . .	. . .	. . .	. . .

1 q 30 kg + ? = 2 q	. + ? = 3 q	1 q – 70 kg =
1 q 90 kg + = 2 q	. + = 4 q	2 q – 10 kg =
1 q 20 kg + = 2 q	. + = 5 q	5 q – 60 kg =
. . .	. . .	. . .

Einmaleinsübungen mit der 20er-, 30er-, 40er-, 50er-Reihe.

2 × 20 kg, 30 kg, 40 kg . . .	2 × 1 q 40 kg, 4 q 20 kg . . .
3 × 20 kg, 30 kg, 40 kg . . .	3 × 1 q 10 kg, 2 q 30 kg . . .
4 × 20 kg, 30 kg, 40 kg . . .	4 × 1 q 20 kg, 1 q 10 kg . . .
. . .	. . .

Messen mit dem kg. Praktische Versuchsbeispiele: 24 kg in Dreikilosäcke abfüllen usw.

35 kg ÷ 5 kg	800 g ÷ 200 g	2 q 40 kg ÷ 60 kg
56 kg ÷ 8 kg	900 g ÷ 300 g	4 q 80 kg ÷ 80 kg
. . .	. . .	. . .

Parallele Vergleichsaufgaben mit Fr. und Rp., hl und l, m und cm, soweit diese Masse schon bekannt sind.

Durch solch geistiges und praktisches Betätigen wird nicht nur die sachliche Kenntnis und die rechnerische Fertigkeit des Schülers entwickelt. Die Aufgabe wird ihm auch zum Erlebnis.

Hans Konrad Escher von der Linth 1767–1823

Ein Leben im Dienste der Mitmenschen

Von Werner Glaus

Fragt man einen Schüler der obern Klassen nach einer kulturellen Grosstat aus der Zeit der Mediation, so wird er ohne langes Besinnen die Entsumpfung der Linthebene nennen. Wenige aber wüssten aus dem Leben Eschers mehr zu berichten, als dass er der Schöpfer des Linthwerkes gewesen sei. Und doch ist gerade über Hans Konrad Escher soviel Vorbildliches zu erzählen, und eine Darstellung seines Lebens vermag von hohem ethischem Einfluss zu sein, so dass es uns Lehrer reizen muss, unsere Schüler näher mit dem Leben dieses wahrhaft grossen Eidgenossen vertraut zu machen.

Jugend und erste Ausbildung

Als einer der «schlechtesten Schüler» seiner Klasse drückte in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts der kleine Hans Konrad Escher die Schulbänke der Zürcher Lateinschule. Missmutig nahm der Vater, Kreppflorfabrikant und nebenamtlich Regierungsrat, von den schlechten Zeugnissen des Knaben Kenntnis, und die Mutter grämte sich oft über die Zukunft ihres Sohnes. Vermochte die Lateinschule mit ihrem formelhaften Unterricht Hans Konrad gar nichts zu bieten, so änderte sich dies bald, als er die «Kunstschule», die Vorläuferin der Industrieschule, besuchen durfte. Der «schlechte Schüler» machte ganz erstaunliche Fortschritte und zeigte sich in Mathematik, Geographie und Zeichnen als sehr begabter Knabe. Eine ganz besondere Vorliebe legte er für Geschichte an den Tag, ein Wesenszug, der schon sehr früh auffiel, schrieb doch Escher in seiner Jugendbiographie: «Ich fühlte Vaterlandsliebe schon als siebenjähriger Knabe.»

Die äussern Umstände ergaben es, dass Hans Konrad schon frühzeitig in recht verschiedene Lebensverhältnisse Einblick bekam. Nach dem Stande beider Eltern gehörte er vermöglichen Patrizierkreisen an. Eine tiefe Freundschaft verband ihn mit Heinrich, dem Sohn des damals weltberühmten Pfarrers und Physiognomen Johann Kaspar Lavater. Doch noch näher stand ihm Konrad Weber, Sohn eines armen Fabrikarbeiters. Es kränkte den hohen Gerechtigkeitssinn Hans Konrads sehr, dass der begabte Konrad Weber keine Aufstiegsmöglichkeiten besass, da er nach den damals geltenden Gesetzen keine Aussicht hatte, je einen selbständigen Beruf auszuüben. Auch das ländliche Leben blieb dem Patrizierssohn nicht fremd, war doch sein Vater Herr von Kefikon. Gerne erinnerte er sich der Zeit, da er mit den dortigen Dorfbuben spielte oder mit den Winzern zur fröhlichen Traubenernte auszog. Schmerzlich aber berührte es ihn, wenn der Vater den «Todfall» einzog und den damaligen feudalen Einrichtungen nach das «Besthaupt» das väterliche Heim eines Jugendgespielen mit den Schlossstallungen vertauschen musste. Wie betrübte es Hans Konrad, als ihm die Einsicht wurde, dass es zweierlei Schweizer gab: freie und unfreie! Diese Jugendeindrücke blieben in dem aufgeschlossenen Knaben tief haften und beeinflussten sein soziales Empfinden ausserordentlich.

Als Patrizierssohn und vorausbestimmter Ratsherr musste Hans Konrad gründlich Französisch lernen. Zweieinhalb Jahre verbrachte er in der Westschweiz, zunächst im Hause des Pfarrers von Morges und später in dem eines Geschäftsfreundes in Genf. Dort sollte er gleichzeitig eine kaufmännische Lehre durchlaufen. Die berufliche Tätigkeit liess dem jungen Escher jedoch sehr viel Musse,

die er trefflich anzuwenden wusste. Immer ausgeprägter wurde sein Wunsch nach wissenschaftlicher Bildung. Die Naturwissenschaften vor allem hatten es Hans Konrad angetan. Botanisieren und Steineklopfen wurden unter der Anleitung eines fähigen Privatlehrers seine Lieblingsbeschäftigung. Als junger Mann von Welt verkehrte er zudem in den besseren Kreisen. Reiten, Tanzen, Porträtieren, Vorlesen in Gesellschaften rundeten seinen Beschäftigungskreis. Es spricht sehr für Escher, dass er bei all den Freiheiten sein stetes Ziel nach Vervollkommnung nicht aus den Augen liess.
Wandern war längst zur wahren Leidenschaft Hans Konrad Eschers geworden. So schloss er seinen Welschlandaufenthalt mit einer grossen Bergwanderung, die ihn nach Savoyen, in die Walliser und Berner Alpen führte.
Nach Zürich zurückgekehrt, galt es, sich in das väterliche Geschäft einzuarbeiten und daneben den gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, die damals für einen jungen Mann seines Standes nicht gering waren.

Der grosse Traum: die Auslandreise, 1786–1788

Den Zeitgepflogenheiten entsprechend, sollte Hans Konrad Eschers Ausbildung mit einer Reise ins Ausland abgeschlossen werden. Sein erstes Reiseziel war Paris. Die Art und Weise, wie der kaum Zwanzigjährige diese Reise durchführte, gibt ein anschauliches Bild von dessen Zielstrebigkeit. Gewiss lockten ihn das Fremdartige und alles Neue. Doch ging es Escher weit weniger um Unterhaltung als Belehrung. Seine spätere Aufgabe als Staatsmann sowie seine soziale Gesinnung veranlassten ihn, allerlei gemeinnützige Einrichtungen zu studieren und nicht allein den Sehenswürdigkeiten nachzugehen. Es beeindruckte den scharfen Beobachter am Vorabend der grossen Revolution tief, wie wenig Ansehen das Königtum in Frankreich besass, wie er bei einer Vorbeifahrt der Königin Marie Antoinette feststellte.

Stationen auf Eschers Auslandreise

Nach zweimonatigem Aufenthalt in Paris setzte Escher eigenmächtig seine Reise nach England fort. Die demokratischen Einrichtungen Englands hoben sich scharf von den Verhältnissen in Frankreich ab und beglückten den jungen Reisenden. Doch auch in England liess sich Escher nicht beirren; sein kritischer Sinn sah neben den Licht- auch die Schattenseiten des Lebens.
Die Heimreise führte Escher über Belgien und Holland nach Deutschland. Da die Auslandreise allein Eschers Drang nach Weiterbildung nicht zu befriedigen vermochte, bat er seinen Vater brieflich um die Einwilligung, an der Universität Göttingen noch ein Studienjahr

verbringen zu dürfen. Des Vaters Antwort bestand in einer Geldanweisung an ein Frankfurter Bankhaus. So wurde der nun Zwanzigjährige Student in Göttingen.
Seiner beruflichen und standesgemässen Bestimmung entsprechend hörte Escher Vorlesungen über Handel und Staatsdienst. Kollegien über Naturwissenschaft entsprachen seiner schon im Welschland bekundeten Vorliebe. Im Umgang mit seinem Jugendfreund Heinrich Lavater, mit den Brüdern Rengger aus Brugg, wovon einer später helvetischer Minister wurde, und andern Landsleuten führte Hans Konrad Escher viele anregende Gespräche. Auch der Verkehr mit Fremden lockte ihn. So pflegte er beispielsweise Umgang mit den Söhnen des englischen Königs, die damals ebenfalls studienhalber in Göttingen weilten. Die Ferien wiederum wurden zu Reisen benutzt und führten Escher in Begleitung Lavaters nach Norddeutschland, wo er Hamburg und Bremen aufsuchte und geistige Grössen wie Klopstock und Matthias Claudius kennenlernte.
Nach einem Studienjahr in Göttingen setzte Escher seine Auslandreise fort. Über Wien, die Steiermark und Krain erreichte er Venedig, wo er Zeuge der letzten Pracht des niedergehenden Staates wurde. Weiter führte ihn die Reise bis nach Neapel. Besuche von Herculanum und Pompeji sowie ein Ausflug auf den Vesuv gehörten zu seinem Reiseplan. Wie gründlich Escher seine Reise nutzte, davon zeugt wiederum der Besuch Roms. In Begleitung eines deutschen Kunstgelehrten durchstreifte der junge Zürcher die Stadt und hielt peinlich genau alle Eindrücke in seinem Reisetagebuch fest. Über Mittel- und Norditalien erreichte er schliesslich Genf, die Stadt, die ihm nebst der Vaterstadt am meisten am Herzen lag. Im September des Jahres 1788 langte Hans Konrad Escher wiederum in Zürich an. 25 Monate hatte seine Reise gedauert. Fest entschlossen, was er gelernt, im Dienste seines Vaterlandes zu verwenden, schloss er sein Reisetagebuch mit dem Vorsatz: «Und nun auf immer dein, o Vaterland!»

Tätigkeit in der Stille

Kurz nach seiner Rückkehr heiratete Escher die Patrizierin Regula von Orelli, die ihm eine ideale Gattin wurde. Er trat nun ins väterliche Geschäft ein. Der weit gemütlichere Geschäftsbetrieb als der heutige beanspruchte die Kräfte des jungen Mannes nur teilweise. Doch Escher ergab sich nicht dem Müssiggang. Er nutzte seine freie Zeit zur Vertiefung seines Wissens aus. Morgens um fünf begann sein Tagewerk mit vier Stunden Studium. Dann folgten drei Stunden der Arbeit im Geschäft. Nachmittags widmete er wiederum seine Zeit dem Studium, vorab den Naturwissenschaften, jedoch auch der Philosophie. Die Abende verbrachte er oft in gemeinnützigen Gesellschaften. 1792 begann er die systematische Erforschung der Alpen auf geologischen Exkursionen. Diese Forschertätigkeit wurde so gründlich durchgeführt, dass Escher mit Recht als Vater der schweizerischen Geologie bezeichnet wird. Sein Sohn Arnold und nach diesem Albert Heim setzten auf diesem Gebiet sein Werk würdig fort.
Im selben Jahr rief ihn das Vaterland. Als Kommandant einer Zürcher Kompagnie hatte er mit seiner Truppe die Nordgrenze bei Basel-Augst zu sichern. Da der Dienst seine Kräfte nicht voll beanspruchte, begann der Nimmermüde ein Kartenwerk der Gegend zu erstellen. Er machte sich dadurch bei den Basler Herren verdächtig, die nicht begreifen konnten, dass jemand ohne Befehl und materiellen Gewinn arbeiten konnte.

Der liberale Herrensohn

Das soziale Empfinden, das Escher schon als Knabe ausgezeichnet hatte, blieb auch dem Manne treu. Mit seinen Freunden Albert Rengger von Brugg und Heinrich Lavater besprach er eifrig die Zeitereignisse, wobei er sich für die neuen französischen Ideen begeisterte. Er bemerkte die schwarzen Wolken, die sich drohend am politischen Himmel der Heimat zusammenballten. Der Gegensatz zwischen Stadt und Land schmerzte ihn. Als verantwortungsbewusster Bürger wollte Escher aufklärend wirken. Er begann Vorlesungen über Politik und Volkswirtschaft abzuhalten. Eine ständig steigende Zuhörerzahl belohnte seine Bemühungen.

Im Stäfner Handel, 1794–1795, suchte Escher zu vermitteln. Er warb um Verständnis für die Wünsche der Landbevölkerung. Umsonst. Als sich die Lage zuspitzte und die Regierung den Rädelsführern den Prozess machte, da bat er um Milde und war glücklich, dass wenigstens keine Hinrichtungen vollzogen wurden. Mit Gleichgesinnten suchte er auf dem Wege eines Bittgesuches an die Behörden, die Begnadigung der Eingekerkerten zu erwirken. Umsonst wurde Escher das Gefährliche dieses Vorhabens vorgehalten. Er beharrte darauf, selbst als man ihm drohte, er versperre sich dadurch den Weg in den Grossen Rat. Das Gesuch Eschers wurde abgewiesen, doch schon wenige Monate später, als sich der drohende Einbruch Frankreichs abzeichnete, wiederholte Escher sein Gesuch, das aber wiederum abschlägig beurteilt wurde. Die Zeitverhältnisse waren jedoch stärker als die Starrköpfigkeit des Grossen Rates. Vierzehn Tage nach der zweiten Abweisung, am 29. Januar 1798, kam der Grosse Rat auf seinen Beschluss zurück und begnadigte die Stäfner. Doch das Entgegenkommen war zu spät! Ihm haftete nun der Geruch der Schwäche und nicht der Weisheit an. Die Spannung zwischen Stadt und Land blieb und verunmöglichte eine kraftvolle Unterstützung des bedrohten Standes Bern. Die Ereignisse überstürzten sich nun. Am 5. Februar wurde in Zürich ein Verfassungsrat bestellt, dem auch Escher angehörte. Ehe der Rat seine Aufgabe lösen konnte, brach die alte Eidgenossenschaft auseinander. Escher aber hatte zuvor noch ein Musterbeispiel bürgerlicher Tugend erbracht. Als Bern Zürich bat, die Waldstätte an ihre Bündnispflicht zu erinnern, sprach Escher gegen diesen Schritt, da er nach seinem Urteil viel zu spät erfolgte und alles ohnehin verpfuscht war. Doch die Mehrheit des Rates beschloss anders. Als man einen Boten suchte, der den gefährlichen Gang nach der Innerschweiz unternehmen sollte – Franzosenfreunde lauerten überall auf –, und keinen finden konnte, da übernahm Escher den Auftrag, obwohl er gegen die Überbringung der Botschaft gestimmt hatte. Doch die Mehrheit hatte anders entschieden; er wollte sich ihr unterordnen. Innert vierundzwanzig Stunden eilte er nach Stans, überbrachte die Botschaft und meldete sich in Zürich zurück. Alles zu Fuss!

Escher als Staatsmann

Als nach dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft auf das Diktat Frankreichs die «eine und unteilbare helvetische Republik» entstand, schlug auch Eschers Stunde. Er wurde als einziger stadtzürcherischer Abgeordneter in den Grossen Rat, sein Freund Paul Usteri in den Senat gewählt. Rein leuchtete da Hans Konrad Eschers Charakter unter schwierigsten Umständen. Widerwillig hatte er das politische Amt angenommen, stellte nun aber seinen ganzen Mann. War er bisher gegen die Vorrechte der Aristokraten gewesen

und deshalb von Vater und Schwiegervater als Abtrünniger betrachtet worden, so musste er nun den Revolutionären entgegentreten, die das Kind mit dem Bade ausschütten wollten. Seine vielseitige Bildung, vor allem aber seine Rechtlichkeit und Unerschrockenheit, kamen ihm nun zugute. Escher war nicht den Franzosen hörig wie so mancher der damaligen Abgeordneten. Er wusste, dass die Freiheit nicht auf den Spitzen der Bajonette hergetragen werden kann. Empört wandte sich Escher gegen die «Patrioten», die von den neuen Behörden unter dem Deckmantel der Wiedergutmachung eine Bezahlung ihres «Patriotismus» verlangten, wie jener Berner, der für Arretierung, Zeitversäumnis und verlorene Mobilien 600 Louisdor verlangte, oder wie ein anderer, der eine Ohnmacht seiner Frau mit 4000 alten Schweizer Franken verrechnete. Immer wieder mahnte der erst Einunddreissigjährige zur Mässigung und Versöhnung, denn: «Willkür und Rachsucht sind hinter der dreifarbigen Fahne nicht minder verächtlich als hinter dem zweifarbigen Mantel.» Die Rechtlichkeit Eschers beeindruckte die andern Abgeordneten. Bald wurde Escher zum Präsidenten des Grossen Rates, sein Freund Usteri zum Vorsitzenden des Senats gewählt. Nun stand er an vorderster Stelle, was für ihn neue Verpflichtung bedeutete. Immer kühner wandte sich Escher gegen die Übergriffe der Besetzungsmacht. Als das Kriegsjahr 1799 der Schweiz neues Unheil brachte, erklärte Escher: «Welche Schuld ruht nicht auf uns, wenn wir ruhig zusehen, wie unser Volk nicht durch die notwendigen Übel des Krieges, sondern durch verbündete Armeen, die es schützen sollten, wegen der bei ihnen eingerissenen Unordnung und Missbräuche ins Elend gestürzt wird, und was gewinnt die Freiheit, wenn wir Helvetien nicht gegen die unerschwinglichen Erpressungen und scheusslichen Ausschweifungen schützen können, die man wohl von barbarischen und ungesitteten, nicht aber von Menschen erwarten sollte, die sich selbst unsere Freunde nennen und mit ihrer Kultur prahlen! Ich scheue mich nicht, euch hier mit Freimütigkeit zu erklären, dass ich in der Sache der Franken nicht mehr die Sache der Freiheit erblicke.» Diese Sprache führte Escher zu einer Zeit, da die «Befreier» noch im Lande weilten, begreiflich, dass ihn seine Freunde warnten, sich nicht allzusehr bei den Franzosen und den «Patrioten», den blinden Nachbetern und Kollaborationisten der damaligen Zeit, auszusetzen. Doch Escher kannte keine Rücksichtnahme auf die eigene Person.

Das Wirken in den helvetischen Räten wurde immer schwieriger; Gewaltanwendung war und blieb für Escher ein Unrecht, auch wenn der Tadel seine Freunde treffen musste. Herzlich froh war Escher, als er nach den verfassungsmässigen Bestimmungen im August 1800 den Austritt aus dem Grossen Rate nehmen konnte.

Endlich glaubte Escher, sich wieder seiner Familie, seinen Geschäften und Studien widmen zu können. Doch er hatte sich getäuscht. Eine Verfassungsänderung brachte neue Behörden. Escher wurde in den «Provisorischen Grossen Rat» gewählt, dessen Vorsitz er bald übernehmen musste. Immer heftiger tobte der Kampf zwischen den «Föderalisten» und «Unitariern». Escher, ursprünglich ein Freund des Einheitsstaates, hatte sich längst davon abgewandt und verlernt, von diesem das Heil zu erwarten. Darob kam es zum Bruch mit seinem Freund Usteri, der ein leidenschaftlicher Unitarier blieb. Der Friede von Lunéville, 1801, brachte der Schweiz eine neue Verfassung, die sechste im Laufe von drei Jahren. Endlich wurde Escher von den staatsmännischen Verpflichtungen entbunden und konnte nach Zürich zurückkehren. Doch nur kurz

währte seine Musse. Die rasch wechselnden Verhältnisse führten Escher entgegen seinem Wunsche nochmals in die Politik zurück und hoben ihn auf den Posten eines Kriegsministers. Zu Fuss, wie gewohnt, reiste er nach Bern. Doch nur wenige Wochen dauerte seine Tätigkeit als Minister. Als die Einheitsfreunde einen Staatsstreich durchführten, trat Escher unter Protest zurück.
Endlich machte die Mediationsverfassung den politischen Wirren ein Ende. Escher wurde nicht mehr in die neuen Räte gewählt. Die Städter wollten keinen «Abtrünnigen», die Landleute keinen «Aristokraten» mehr wählen. Zu spät merkten die Landleute, dass Escher kein «versteckter Aristokrat» war, und wandten ihm ihre Sympathien wieder zu. Escher atmete befreit auf, dass die politische Bürde von ihm genommen war.

Das Linthwerk — Eschers Lebenswerk

Entbunden von den staatsmännischen Pflichten, fand nun Escher Zeit, sich der Aufgabe zuzuwenden, die sein eigentliches Lebenswerk werden sollte: der Entsumpfung der Linthebene.
Seit Jahrzehnten war das Elend der Anwohner des Walensees, namentlich der Leute von Weesen und Wallenstadt, doch auch der Bewohner der Linthebene zwischen Walen- und Zürichsee bekannt. Immer wieder wurde auf die ständig steigende Not aufmerksam gemacht, doch bisher ohne Erfolg. Erstmals hatte sich Escher, angeregt durch eine Schilderung des Vorsitzenden der Helvetischen Gesellschaft, 1793 eingehend mit dieser Frage befasst und nach weitgehenden Untersuchungen 1797 in einem Aufsatz dargelegt, dass nur die Ableitung der Linth nach dem Walensee Abhilfe schaffen könnte, eine Einsicht, die übrigens schon zwanzig Jahre zuvor verfochten worden war.

Die Not der Elendsgebiete

Schon zur Römerzeit führte eine bedeutende Handelsstrasse von Zürich die Walenseefurche hinauf, um über Bündens Pässe Italien zu erreichen. Blühende Ortschaften entstanden daran. Die Fruchtbarkeit des Geländes zwischen den beiden Seen war bekannt. Die Linth floss damals vom Glarnerland in den Walensee, was noch um das Jahr 1000 der Fall gewesen sein muss. Wann sich der Fluss den neuen Lauf geschaffen und bei Ziegelbrücke direkt in die Maag-Linth, den Ausfluss aus dem Walensee, mündete, ist unbekannt. Jahrhunderte hindurch führte der neue Flusslauf zu keinen grossen Unzukömmlichkeiten. Freilich mussten bereits im späteren Mittelalter Maag und untere Linth regelmässig gereinigt werden, um die Schiffahrt aufrechtzuerhalten. Rasch jedoch verschlimmerten sich die Zustände, als im achtzehnten Jahrhundert im Glarnerland eine sorglose und katastrophale Waldwirtschaft Eingang fand. Dem Abholzen der bewaldeten Hänge folgte auf dem Fuss die Bildung von Runsen und Lawinenzügen, die bei Unwetter Erde, Schutt und Steine zu Tal führten. In ihrem Unterlauf liess die Linth allmählich das Geschiebe liegen. Innert fünfzig Jahren erhöhte sich das Flussbett bei der Ziegelbrücke um drei Meter, was zur Folge hatte, dass bei Hochwasser die Linth eine Rückstauung der Maag verursachte, so dass das Wasser von Ziegelbrücke aus sogar in den Walensee zurückfloss. Schwerste Überschwemmungen, eine im Sommer 1762, zwei im Jahre 1764, verwandelten das Land in eine Wüste (Ablagerung von Geschiebe) und verursachten mehr Kosten als später das ganze Linthwerk.

Der Walensee stieg so stark an, dass im Frühling regelmässig die Gassen von Wallenstadt und Weesen unter Wasser standen und Schiffe unter dem Stadttor durchfahren konnten. Der Verkehr in den Gassen erfolgte zu Schiff oder auf Notstegen. Das Wasser füllte die Keller, drang in die Erdgeschosse ein, so dass die Bewohner in die höhergelegenen Stockwerke flüchten mussten. Verzog sich im Sommer das Wasser, so verpesteten ekle Gerüche die Luft und machten das Leben schier unerträglich. Die Malaria fand Eingang in den versumpften Gebieten. Die Bewohner siechten dahin, verloren alle Unternehmungslust und starben durchschnittlich zehn Jahre früher als in den benachbarten Siedlungen. Die ganze Einwohnerschaft ging physisch und moralisch zu Grunde.
Wohl machten einsichtige Männer auf die unhaltbaren Zustände aufmerksam und verlangten nach Abhilfe. Doch der Gemeinsinn war zu schwach, dem Staat fehlten die Mittel, um wirksam einzugreifen. Da fasste Escher seinen Entschluss: es kann und muss Abhilfe geschaffen werden!

Der Stein kommt ins Rollen

Ein grosser Förderer der Linthkorrektion war der Glarner Ratsherr Konrad Schindler aus Mollis. Er veranlasste die Glarner Regierung, der ersten Tagsatzung der Mediation die Linthfrage zu unterbreiten. Es bleibt ein hohes Verdienst dieser Tagsatzung, dass sie der Eingabe Folge leistete und sich energisch mit der Frage befasste. In grossen Umrissen lag bereits ein Plan Eschers vor, der auch die heikelste Seite, die der Geldbeschaffung, beleuchtete. Eine Expertenkommission, der wiederum Escher angehörte, wurde nun mit dem eingehenden Studium betraut. Es zeigte sich bald, dass es notwendig war, entgegen dem ursprünglichen Plan, der von der Ziegelbrücke abwärts lediglich die Verbesserung des Linthlaufes unter Benützung von weiten Strecken des alten Flussbettes vorsah, ein neues Linthbett bis zum Zürichsee zu schaffen. Um die nötigen Mittel aufzubringen, sah Escher die Gründung einer Aktiengesellschaft vor, die 1600 Aktien zu 200 Fr. ausgeben sollte. Der Mehrwert des zu verbessernden Landes sollte die Verzinsung und die spätere Rückzahlung der Aktien sicherstellen. Heute ist die Gründung einer Aktiengesellschaft ein selbstverständlicher Weg, um die Mittel für ein neues Unternehmen zu beschaffen. Damals aber war dieses Vorgehen noch neu und unbekannt.

Die Anträge der Expertenkommission wurden 1804 von der Tagsatzung zum Beschluss erhoben, doch bedurfte es zunächst noch einer Bestätigung dieses Beschlusses durch die beteiligten Kantone Glarus, Schwyz und St.Gallen. Noch einmal wurde Eschers Geduld auf eine harte Probe gestellt, denn die Glarner Regierung liess lange auf sich warten, bis sie das Projekt genehmigte. Endlich war es so weit! Escher bekam den Auftrag, zusammen mit einem Dekan Ith aus Bern einen Aufruf an das Schweizervolk auszuarbeiten, der sich an den Gemeinsinn der Nation wenden sollte, um die Zeichnung der Aktien zu erreichen. Doch nochmals verzögerten unglückliche Ereignisse das Werk, und der druckfertige Aufruf musste zunächst liegen bleiben, da 1805 der dritte Koalitionskrieg ausbrach und im folgenden Jahr der Bergsturz von Goldau die schweizerische Hilfstätigkeit in Anspruch nahm.
1807 endlich fasste die Tagsatzung den Ausführungsbeschluss. Der Aufruf fand Gehör. Rasch waren 2000 Aktien gezeichnet. Escher wurde an die Spitze der Aufsichtskommission für die Durchführung des Linthwerkes gestellt.

Einzelheiten des Planes

Siehe die Kartenskizze auf Seite 243 des Juniheftes 1943 dieser Zeitschrift.

Die erste der beiden Hauptarbeiten der Linthkorrektion bestand im Bau des Molliser Kanals, der die Linth aus der Gegend von Mollis direkt in den Walensee führen sollte, wo sie ohne nachteilige Folgen das Geschiebe würde ablagern können. Schon 400 Jahre zuvor hatte man auf entsprechende Weise die Lütschine durch Ableitung in den Brienzersee unschädlich gemacht. Auch die Kander war 1714 so gezähmt worden. Die schwierigste Aufgabe bot die Kanalisierung der Maag-Linth vom Walen- bis zum Zürichsee. Dieser Kanal musste streckenweise durch die Maag- und Linthsümpfe geführt werden, wo ein neues Flussbett unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten begegnete. Durch Tieferlegen des neuen Flussbettes, bei der Ziegelbrücke beispielsweise um volle sechs Meter, war die Absenkung des Walensees um rund zwei Meter zu erreichen.

Der gewaltig wechselnde Wasserstand erschwerte das Werk sehr. Bei Hochwasser führte die Linth bis zu 600 Kubikmeter Wasser in der Sekunde, während beim niedrigsten Wasserstand keine 30 Kubikmeter durchflossen. Dabei galt es, die Schiffahrt im Auge zu behalten, die auch bei niedrigstem Wasserstand gesichert bleiben musste.

Die genauen Berechnungen und Pläne fertigte der badische Wasserbauingenieur Tulla an; dieser wurde jedoch nur für kurze Zeit zum Linthwerk beurlaubt, und Escher arbeitete sich rasch auch in die technischen Einzelheiten der Planung ein, so dass er zum eigentlichen Bauführer des Unternehmens wurde.

Die Verwirklichung des Planes

Am edelsten leuchtet uns das Bild des grossen Menschenfreundes aus der Verwirklichung des Planes entgegen. Die Schwierigkeiten erwiesen sich meist beträchtlich grösser als vorhergesehen. Es galt, die Arbeiten mit Arbeitskräften auszuführen, die erst zu ihrer Aufgabe erzogen werden mussten. Heute ist der Masseneinsatz von Arbeitern beim Bau von Strassen, Bahnen, Tunnels, Kraftwerken und dergleichen eine längst erprobte Angelegenheit. Die Arbeiterschaft ist disziplinierter und fügt sich williger der Leitung als zu Eschers Zeiten; unser Freund musste immer wieder Neuland beschreiten. Mehrmals drohte Entmutigung auch Escher zu befallen und seine nimmermüde Arbeitskraft zu lähmen. Doch beim Blick auf die Sümpfe und eingedenk des Elends der Bewohner raffte sich der edle Mann immer wieder auf, und allen Schwierigkeiten zum Trotz meisterte er die Arbeit.

Escher war der gute Geist des Linthwerkes. Seine Selbstlosigkeit und Menschlichkeit verfehlten nicht, einen tiefen Eindruck auf seine Arbeiter zu machen. Es erwies sich bald als notwendig, dass Escher dauernd auf dem Arbeitsplatz blieb. Er liess sich im zentral gelegenen Schänis nieder, trennte sich auf Jahre hinaus von seiner Familie, vom Geschäft und allen ihm liebgewordenen Arbeiten. Nur zu flüchtigen Besuchen in Zürich reichte dem vielbeschäftigten Manne die Zeit. Immer wieder musste der «Präsident» die Baustellen abschreiten, hier mahnen, dort schlichten und mit seinem Beispiel anfeuernd selbst zu Spaten und Hacke greifen, wenn unter den Unbilden der Witterung die Arbeiter erlahmen wollten. Mussten bei Bauarbeiten die Leute im Sumpfgebiet tagelang im Wasser stehen und wollten sie missmutig die Arbeit niederlegen, so trat der

überall gegenwärtige Escher unter sie, griff zum Werkzeug und bewies mit seinem Beispiel, dass alle Unannehmlichkeiten zu ertragen waren. Nach des Tages Arbeiten auf den Baustellen warteten seiner bis in alle Nacht hinein Schreibarbeiten, denn Escher leitete das ganze Unternehmen selbst, ohne Sekretär. Beim Schein der Kerze führte er die ganze Korrespondenz und das Rechnungswesen der grossen Unternehmung. Oft bedrückten ihn finanzielle Schwierigkeiten; denn die Arbeit kostete weit mehr, als ursprünglich berechnet worden war, und öfters musste er aus seinem Sack zuschiessen, um das Schiff flotthalten zu können. Ein Besuch bei den Seinen, eine Bergfahrt brachte ihm oft die nötige Abwechslung und Entspannung.

Ermutigung zum Ausharren ward Escher auch aus dem schrittweise fertig werdenden Werk. Im Frühling 1809 wurde das erste Teilstück des Kanals für die Maag fertig, und nun brachte Jahr um Jahr wesentliche Fortschritte. Im Sommer 1810 blieben die Orte Weesen und Wallenstadt zum erstenmal seit 50 Jahren vor Überschwemmungen verschont. Ein grosser Freudentag für Escher, all seine Mitarbeiter und die Bevölkerung von nah und fern war der 8. Mai 1811. Nach vierjähriger Arbeit konnte die Linth in den Molliser Kanal geleitet werden. Der Jubel Tausender belohnte Escher für sein Ausharren. Escher konnte frohlocken: «Die grosse Ebene von Näfels bis Niederurnen ist gerettet und gesichert. Froher Mut und tätiger Fleiss beleben den Einwohner der geretteten Ebene. Die weite, vier Stunden lange Talebene ist also von ihrem gefährlichsten Feind befreit.»

Von 1812 an konnte Escher wieder für längere Zeit nach Zürich zurückkehren und seine gewohnte Tätigkeit aufnehmen. Der politische Umschwung von 1814 führte ihn auch wieder in die Behörden zurück und bürdete ihm neue Lasten auf. Doch nach wie vor blieb die Linthunternehmung sein Lieblingswerk. Er widmete ihr auch weiterhin viel Zeit und Mühe.

Die Auflösung der Linthunternehmung, das heisst der Verkauf des der Versumpfung entrissenen Landes brachte Escher noch viele Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten. Er, der Uneigennützige, musste es erleben, wie wenig dankbar zum Teil jene waren, die in erster Linie aus dem grossen Werk Nutzen zogen. Auch die Tagsatzung erwies sich oft als kleinlich, und der «Kantönligeist» trieb wieder seine Blüten. Doch Escher schöpfte Befriedigung aus dem vollendeten Werk. Mit einem Aufwand von über zwei Millionen Franken waren insgesamt 27 Kilometer Kanäle erstellt worden. Über 20000 Jucharten wertvollen Landes waren wieder der Bebauung zugänglich gemacht worden. Freilich blieben noch weite Strecken am obern Zürichsee zu entsumpfen. Unter Aufwendung von vielen Millionen Franken sind im Laufe des zweiten Weltkrieges in diesem Gebiet Meliorationsarbeiten durchgeführt worden. Und dieses Werk geht auch heute noch weiter, wobei oft die Leitung der Meliorationsarbeiten auf ähnliche Schwierigkeiten stösst wie zu Eschers Zeiten.

Die Vollendung seines Werkes erlebte Escher im Jahr 1822. Im Sommer jenes Jahres, nachdem er seinen letzten Bericht an die Tagsatzung verfasst hatte, schrieb er einem seiner Freunde: «Jetzt betrachte ich meine Aufgabe als abgeschlossen. Ich hoffe, meine Pflicht gegen das Vaterland und die Menschheit während meines Aufenthaltes auf dieser Erde erfüllt zu haben.»

Die endgültige Übergabe des Werkes an die Stände Schwyz, Glarus und St.Gallen, die am 23. August 1823 stattfand, erlebte Escher nicht mehr. Die Strapazen hatten seine Kraft vorzeitig aufgezehrt.

Der Kleine Rat von Zürich ehrte seinen Namen durch die Verordnung, dass inskünftig seinem Geschlechtsnamen die Worte «von der Linth» beigefügt werden sollten. Schon 1816 hatte ihn die Gemeinde Bilten zum Ehrenbürger ernannt.
Eine schlichte Gedenktafel am Biberlikopf bei Ziegelbrücke verewigt den Schöpfer des Linthwerkes mit den nachstehenden Worten:

Dem Wohltäter dieser Gegend,
JOHANN KONRAD ESCHER VON DER LINTH,
geb. am 24. August 1767, gest. den 9. März 1823,
die Eidgenössische Tagsatzung.
Ihm danken die Bewohner Gesundheit,
der Fluss den geordneten Lauf,
der Boden die Früchte.
Natur und Vaterland hoben sein Gemüt.
Eidgenossen!
Euch sei er Vorbild!

Literatur

J. J. Hottinger, Aus dem Leben H. K. Eschers von der Linth. Tornisterbibliothek H. 5.
Fritz Wartenweiler, Führende Schweizer in schweren Krisenzeiten. Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich.
Fritz Wartenweiler, Hans Konrad Escher von der Linth. SJW.-Heft Nr. 54/55.
Josef Reinhart, Brot der Heimat, ein Lebensbild. Sauerländer, Aarau.
Gottfried Heer, Zur Jahrhundertfeier der Eröffnung des Escherkanals. Buchdruckerei der Glarner Nachrichten, Glarus.
Oscar Frei, Hans Konrad Escher von der Linth, Lebens- und Charakterbild eines Eidgenossen. Buchdruckerei A. Stutz, Wädenswil.

Der Reiseaufsatz

Von Gottlieb Burkhard

Schulreise – Ferienzeit – Ferienwanderung – Ferienkolonie – das sind «in dieser schönen Sommerszeit» die starken Erlebniszentren des Kindes, und wenn wir nach den Ferien im Aufsatzunterricht von diesen reichen Sommerfreuden etwas einfangen wollen, dann sind die jugendlichen Schreiber nicht verlegen, uns über ihre frohen Erlebnisse zu berichten. Aus Erfahrung wissen wir, dass der Schüler, wenn wir ihn in dieser Zeit für den freien Aufsatz das Thema wählen lassen, gerne darauf verfällt, ein Reiseerlebnis zu erzählen. Eine gefährliche Aufgabe, an die sich der kleine Aufsatzschreiber wagt! Wir kennen solch kindliche Reiseberichte zur Genüge! Ich meine jene berühmten Aufsätze, die meist anheben mit der Tagwache (Als ich am Morgen aufstand, schien . . .), die dann getreulich berichten, wo man ein- und ausgestiegen, und nicht genug erzählen können vom «Dann gingen wir» und «Da sahen wir» und «Da kamen wir», die sodann in ihrem Hauptteil gewöhnlich eine breite Reportage über das Essen vermitteln und schliesslich ausmünden in dem obligaten Epilog «Als ich daheim ankam, ging ich bald ins Bett». Begreiflich, dass der durch Erfahrung gewitzigte Lehrer von der Bearbeitung solch gefährlicher Themen, an denen der Schüler stilistisch und

inhaltlich allzuleicht verunglückt, abrät oder gar durch seine eigene Themenstellung solche unerwünschte Arbeiten zu verhindern sucht.

Wenn wir aber dem Schüler die Möglichkeit, seinem Reiseerlebnis im Aufsatzunterricht Ausdruck zu geben, unterdrücken, dann verschütten wir gleichsam eine sprudelnde Quelle. Reiche Erlebnisinhalte, die zum Ausdruck drängen und es wert wären, zur Gestaltung gebracht zu werden, lassen wir ungenutzt verebben. Statt die Schilderung einer Reise, den Bericht über eine Wanderung oder einen schönen Familienausflug im Aufsatzunterricht zu verpönen und den Schüler vor dieser heiklen Arbeit zu warnen, wollen wir ihn vielmehr im Lese- und Stilunterricht zu dieser besonderen Form des Aufsatzes anleiten und erziehen.

Das Lesestück im Dienste der Erziehung zu einem objektiven Stil

Die Schulung zu besserer Form und Gestaltung vollzieht sich nach einem doppelten Grundsatz. Erstens muss der Schüler die Schwächen seiner eigenen Arbeit erkennen; aus seinen Fehlern soll er lernen. Zweitens muss er immer wieder guten Stil, mustergültige Form vorgesetzt bekommen, nicht nur so, dass er solchen Lesestoff inhaltlich aufnimmt, sondern so, dass er an solcher Mustersprache arbeitet und übt, damit sie ihm zum Erlebnis wird und er davon etwas assimiliert. So bringen wir das gute Lesestück in Verbindung mit dem Aufsatz; es soll dem Kinde die Schwächen und Mängel seiner eigenen Sprache bewusst werden lassen und ihm eine bessere Technik des Berichtens zeigen.

Woran liegt es nun, dass dem Schüler der Reiseaufsatz, der ihm doch naheliegt, in der Regel so schlecht gerät? Warum verfällt er immer wieder auf die langweilige Aufzählung «Dann gingen wir» und «Da sahen wir»? Das Kind ist vom Aufsatzunterricht seiner ersten Schuljahre her noch ganz und gar verhaftet mit dem eigentlichen Erlebnisaufsatz, in dessen Mittelpunkt es sich selber stellt. Es schreibt «von mir, über mich», einen Aufsatz, in dem sich alles Geschehen und Handeln auf das Kind bezieht. Über die Umwelt, vor allem über die unbelebten Objekte, denen es begegnet, etwas auszusagen, liegt ihm ferne. Nur der geistig aufgeweckte Schüler unternimmt es zuweilen, auch diesem gegenständlichen Wirken in seinem Aufsatz Raum zu geben und die Umwelt zu aktivieren. Im allgemeinen aber bleiben die Satzaussagen im kindlichen Bericht auf den Aufsatzschreiber bezogen, der Stil ist ichbetont, subjektiv. Weil nun aber im Reiseaufsatz die Tätigkeiten des Kindes sich auf Gehen, Sehen und Essen beschränken, erschöpft sich die ganze Wiedergabe des Reiseerlebnisses meist in den sattsam bekannten Wiederholungen «Dann gingen wir» und «Da sahen wir», und im Bestreben, diese wenigen Tätigkeiten etwas zu vermehren, werden mit Vorliebe noch die Tagwache und das Bettmümpfeli mit einbezogen.

Nun ist es aber Aufgabe der Realstufe, dem Kinde die Augen für die Umwelt zu öffnen und es zur Objektivität zu erziehen. Nicht nur in den Realfächern, sondern auch im Sprachunterricht und somit in der Aufsatzstunde soll sich dieses pädagogische Prinzip auswirken. Der ichbezogene Aufsatz soll sich weiterentwickeln zu einem objektiveren Stil, zu einer Aus-

drucksform, in der das Subjekt gelegentlich in den Hintergrund tritt und dafür mehr von der Umwelt ausgesagt wird. Am Lesestück kann gezeigt werden, dass es wichtiger ist, über die Dinge und Erscheinungen genau und anschaulich zu schreiben als die eigenen Tätigkeiten (die doch immer wieder die gleichen sind) lückenlos aneinanderzureihen. Wir vergleichen den Text des Buches mit dem Schüleraufsatz, den wir über ein ähnliches Thema haben schreiben lassen. Richten wir dabei unsere Aufmerksamkeit auf das Verb, so erkennen wir, dass es sich im Aufsatz fast durchwegs auf den Schreiber, im Lesestück hingegen auf das Ding bezieht, von dem die Rede ist. Beispiel:

Aufsatz:	Lesestück:
Am Berg oben sahen wir die Kirche von Höngg.	Droben auf einem Rebhügel steht die Kirche von Höngg.

*

Nach diesen grundsätzlichen Erwägungen soll nun an einem Unterrichtsbeispiel gezeigt werden, wie ein solcher Stilvergleich zwischen Schüleraufsatz und Lesestück durchgeführt werden kann. Obwohl die Klasse innerhalb eines Rahmenthemas über eine Wanderung mehrere engbegrenzte Themata zur Auswahl hatte, liessen sich einige Schüler dazu verleiten, einen allgemeinen Reisebericht zu verfassen. Hier ein Beispiel:

Eine Wanderung ins Limmattal

Am Fronleichnamstag durften wir eine Wanderung machen. Wir fuhren mit dem Tram nach Höngg. Dort stiegen wir aus und gingen durch ein Weglein rechts hinauf. Dann ging's durch Wiesen und Felder. Bei einem Bänklein hielten wir an. Wir hatten eine schöne Aussicht. Herr B. erklärte uns, was zu sehen war. Dann gingen wir weiter. Wir kamen auch durch den Wald. Herr B. musste einigen langsamen Schülern immer rufen; sie wollten nie laufen. Rolf steckte einen langen Stecken vorn ins Hemd und spielte Mirin Dajo. Er rief immer: Ich äxischtiere nüd! Wir sagten immer zu Herrn B.: Wann können wir essen? Jetzt kamen wir zu einer Wiese. Da wollten wir essen. Aber da war sie gemistet. Herr B. sagte: Wir wollen weiter, bis wir nicht mehr auf dem Mist essen müssen. Wir zogen noch etwas weiter. Dann mussten wir in Einerkolonne durch eine abgemähte Wiese und durch einen Waldzipfel marschieren. Wir sahen auch, wie die Bauern heuten. An einem schönen Wiesenbord durften wir uns setzen und die Rucksäcke auspacken. Ich hatte einen Landjäger und 2 Eier und saure Zeltlein. Ich ass aber nicht viel Brot dazu. Nachher machte Herr B. einige Photos, und dann sprangen wir umher und machten uns lustig. Als wir gegessen hatten, machten wir noch ein Feuerlein und verbrannten alle Papierfetzen. Nachher gingen wir nach Weiningen hinunter. Herr B. zeigte uns dort allerlei. Nachher marschierten wir über das Tal. Es hatte einen grossen, braunen Acker. Auf einmal sahen wir das Zwiebeltürmchen des Klosters Fahr. Wir gingen ins Kloster. Herr B. sagte, in der Wirtschaft zu den zwei Raben könne man gute Fische essen und einen gefährlichen Wein trinken, darum sage man, im «Fährli» sei es «gfährli». Wir gingen der Limmat nach gegen Schlieren. Von weitem sahen wir noch die Gaskessel. Dann mussten wir aufs Tram springen. Fast wäre Robert zu spät gekommen. Bald waren wir daheim. Dann ging ich noch baden. Das Wasser war ganz warm. Als ich gegessen hatte, ging ich ins Bett.

Diese Schülerarbeit legen wir den Fünftklässlern zur Kritik vor und lassen sie vorerst im freien Unterrichtsgespräch darüber urteilen. Man erschrecke aber nicht, wenn manche Schüler – wie es in meiner Klasse vorgekommen ist – nach dem ersten Durchlesen oder Anhören diesen Aufsatz gut finden, «weil so von allem etwas gesagt wird». Was die Form anbetrifft, wurden zwar gleich die vielen Wiederholungen von «gingen» und «sahen», die häufigen «Als-Sätze» und «dann» beanstandet. Sobald aber ein Schüler die Meinung äusserte, der Satz vom Ins-Bett-Gehen und die Mitteilung, dass der Schreiber abends noch

baden gegangen sei, hätten weggelassen werden dürfen, fielen die ersten oberflächlichen Urteile in sich zusammen, indem nun gleich eine ganze Anzahl Mitteilungen als überflüssig und unangebracht bezeichnet wurden. Nach dieser ersten allgemeinen Aussprache analysieren wir die Arbeit nach folgenden Gesichtspunkten:

1. Viele Mitteilungen in diesem Aufsatz sind überflüssig.
2. An manchen Stellen bleibt uns der Bericht etwas schuldig.
3. Was erwarten wir inhaltlich von einem Reisebericht? (Programm des Reiseberichtes)

Er soll berichten, wo man hingekommen ist,
was man gesehen hat,
was man erlebt hat;

er soll jedoch nur solche Erlebnisse erwähnen, die zu dieser Reise gehören, somit keine Selbstverständlichkeiten aufzählen und nicht private Angelegenheiten (Inhalt des Rucksackes!) ausplaudern.

4. Auch in der Form ist dieser Aufsatz schwach, der Stil ist ungepflegt.

Die vielen Aussageformen «gingen wir», «kamen wir» und «sahen wir», die häufigen «dann», «als» und «nachher» wirken langweilig und ermüdend.
Zähle, wie oft der Aufsatzschreiber «ging»!

In einer Lesestunde setzen wir unsere Stilbetrachtung fort. Wir halten eingangs noch einmal fest, was unsere Aufsatzanalyse unter Punkt 3 und 4 ergeben hat (Programm und Form des Reiseaufsatzes).
Nun wollen wir einen mustergültigen Reisebericht lesen! Ein Lesestück, das uns wie der Schüleraufsatz, den wir betrachteten, über eine Reise durch das Limmattal berichtet.
Beim Lesen richten wir unsere Aufmerksamkeit in jedem Satz auf das, was der Verfasser mitteilt, wovon er berichtet und wie er in jedem Satz aussagt.

Wie die Zürcher vor 100 Jahren nach Baden reisten

(Von David Hess; Zürcher Lesebuch für das 5. Schuljahr, Seite 122)

Verarbeitung

1. Wir vergleichen den Inhalt dieses Berichtes mit dem, was wir als Programm eines guten Reiseberichtes aufgestellt haben.
Diese Schilderung im Lesebuch gibt uns an Inhalt das, was wir von einem Reisebericht erwarten.

2. Wir vergleichen den Aufsatzstil mit der Ausdrucksform des Lesestückes.
Die im Aufsatz gerügten Wendungen treffen wir im Lesestück nicht an, statt dessen finden wir eine reiche Abwechslung in den Tätigkeitswörtern.

3. Wir forschen nach dem Geheimnis dieses Formenreichtums, überlegen, warum der Dichter ohne «dann gingen wir», «da kamen wir» und «sahen wir» auskommt: Von wem ist im Aufsatz immer die Rede? Wovon erzählt das Lesestück?
Der Aufsatzschreiber berichtet fast in jedem Satz von sich selber. Der Verfasser des Lesestückes schreibt nie von sich, sondern davon, was die Dinge und Erscheinungen, die ihm begegnen, tun.

4. Wir üben!

a) Verbessere die folgenden Schülersätze in der Sprache des Buches, indem du die entsprechenden Stellen im Lesestück suchst und herausschreibst!
b) Unterstreiche die Tätigkeitswörter (Aussageformen) des Lesebuchtextes!
c) Lerne solche Mustersätze auswendig und sage sie her, wenn dir ein Kamerad den zugehörigen Schülersatz vorspricht!

Schülersprache	**Sprache des Lesebuches**
Das Schiff fährt schnell.	Wie ein Pfeil fliegt der leichte Nachen auf bläulichen Wellen dahin.
Wir kommen schon zum Schützenplatz.	Kaum ist man von der Rosengasse abgefahren, schwebt man längs der schattigen Lindengänge des Schützenplatzes, an dessen Spitze die Sihl sich mit der Limmat vereinigt.
Dort hinten sehen wir Wipkingen . . .	Der Kirchturm von Wipkingen, der aus Obstbäumen hervorragt, ist schon hinter uns..
. . . und dort oben sieht man Höngg.	. . . und droben auf einem Rebhügel steht die Kirche von Höngg.
Am linken Ufer sehen wir den Hardturm.	Links zeigt sich der Hardturm.
Wir kommen an Mühlen vorbei . . .	Der Strom trägt uns vorbei an Getreide- und Pulvermühlen . . .
Am Ufer hat es Wiesen und Weingärten, manchmal auch Landhäuser und alte Hütten.	. . . vorbei an Wiesen, Obst- und Weingärten, an Landhäusern und malerischen Hütten, die unter Nussbäumen und Weiden stehen.
Auf einmal sehen wir das Türmchen vom Kloster Fahr.	Dort schaut ein Türmchen aus Dächern empor. Es ist das Nonnenkloster Fahr.
Wir kommen in eine flachere Gegend.	Die Gegend wird flacher.
Es hat mehrere Inseln in der Limmat.	Der breite Strom hält in seinen Armen mehrere kleine Inseln, die mit Weidengestrüpp bewachsen sind.
Dort oben sehen wir die Würenloser Trotte.	Dort oben glänzt auf sonnigen Weidenhügeln die Würenloser Trotte.
Plötzlich gibt es starke Wellen.	Die Wellen schlagen wie mit Hämmern an die Bodenplanken des Schiffes, heben es ein paarmal auf, lassen es wieder sinken und bespritzen die Reisenden, die vorn sitzen, ein wenig.
Ein paar grosse Felsblöcke sind im Wasser zu sehen.	Ein paar Felsblöcke ragen aus dem Wasser hervor, an denen sich die Wellen mit Ungestüm brechen.
Wir kommen jetzt dorthin, wo der Fluss schmal wird. Wir fahren doppelt so rasch.	Die schroffen Ufer drängen den Fluss enger zusammen und verdoppeln seine Schnelligkeit.
Auf einmal sehen wir Möven und Reiher.	Möven und Fischreiher fliegen durch die blaue Luft und lauern auf Raub.
Plötzlich sind wir beim Kloster Wettingen angelangt.	Nun zeigen sich die Mauern des Klosters Wettingen.

*

Es ist nicht Zweck dieser Lektionsbeispiele, die unterrichtliche Verarbeitung eines bestimmten, konkreten Sprachstoffes (Lesestück) darzulegen. Es sollte lediglich an einem Unterrichtsbeispiel erläutert werden, was einleitend grundsätzlich über die positive Bekämpfung des schlechten Reiseaufsatzes aus-

geführt worden ist. Und was für den Reiseaufsatz gilt, hat auch allgemeine Bedeutung für den Aufsatz- und Leseunterricht. Es geht um ein Prinzip, das im Sprachunterricht der Mittelstufe verfolgt werden muss: das Kind soll seine subjektive, ichbezogene Sprache allmählich weiterentwickeln zu einem objektiveren Stil, zu einer sprachlichen Ausdrucksform, die die Umwelt mehr und mehr aktiv in Erscheinung treten lässt. Eine Handreichung für dieses geistige Wachstum bilden Stilvergleiche zwischen Schüleraufsatz und Lesetext und anschliessende Stilübungen in der Art, wie in dieser Arbeit ein Beispiel gegeben worden ist. In jedem Lesebuch finden sich geeignete Stücke, die sich zu Aufsätzen in Parallele setzen lassen.

Intermezzo

Zerstörung aus Neid Von Max Heller

Tatbestand

Ein Schüler (A) der 3. Klasse verschmiert einem seiner Kameraden (B) das farbige Lieferungsauto, das dieser auf seine Tafel gezeichnet hat.

Grund

A hatte zuerst ein Auto auf die Tafel gezeichnet. Es wurde aber vom Lehrer fürs Ausstellen als zu wenig schön taxiert. A sah nun, dass B auch daran war, ein Auto zu zeichnen, und zwar ein schöneres. In der Pause machte er sich an B heran und liess sich die Zeichnung zeigen. Er verschmierte sie ihm unter dem Vorwand, ihm eine falsch gezogene Linie mit dem Finger zeigen zu wollen.

Besprechung nach der Pause

Warum hat A das getan?
Weil er ihn nicht mag; weil er es nicht leiden konnte, dass das Auto von B schöner war und Aussicht hatte, ausgestellt zu werden.
Was hätte A tun sollen; welches Verhalten von A wäre das richtige gewesen?
Nicht auswischen; er hätte sich die Zeichnung von B zum Vorbild nehmen und versuchen sollen, es besser zu machen.

Strafe

A muss eine halbe Stunde nachsitzen. Gewählt wird die sinnvolle Arbeitsstrafe. A erhält die Aufgabe, nochmals ein Auto, jetzt aber ein besseres, zu zeichnen. Damit wird dem Fehlenden Gelegenheit gegeben, sein falsches Verhalten zu korrigieren.
Schüler A zeichnete nun wirklich ein besseres Auto, das er anderntags mit Stolz seinem Konkurrenten zeigte und neben den Tafeln seiner Mitschüler ausstellte.

Gedanken dazu

Liegt nicht in solchem Verhalten der Keim zum gegenseitigen Heruntermachen der Erwachsenen? Wie weitverbreitet und wie hartnäckig ist doch dieses Übel in ihren Gemeinschaften! Wie notwendig ist es deshalb, solches Unkraut in der Schülergemeinschaft mit der Wurzel auszureissen!

Sprechchöre

Fürio! St.Galler Fibel

I (aufgeregt): Es brennt, es brennt, es brennt!
Einzelstimmen (aufgeregt): Wo wo?
Andere Einzelstimmen (ebenso): Wo wo?
Weitere Einzelstimmen (ebenso): Wo wo?

II (aufgeregt): Im Dorf, im Dorf, im Dorf.
Alle (aufgeregt): Fürio! Fürio! Fürio!

I (bedächtig, mahnend): Das Feuer fängt mit Funken an,
von Funken brennt ein Haus.

Alle (mit Nachdruck): Drum, wo ein Funken schaden kann,
lösch ihn beizeiten aus.

Weckruf Fridolin Hofer

1. Chor (beschwörend): Hütet, ihr Leute, hütet den Herd,
(warnend) dass Brandstifter Föhn nicht die Gluten schüre!
2. Chor (erschreckt): Hört doch, hört ihn, der Einlass begehrt
Alle (kräftig): mit Rütteln und Pochen
2. Chor (erschreckt): als schlügen gen Laden und Türe
Alle (stark): stahlharte Knochen!
1. Chor (beschwörend): Hütet, ihr Leute, hütet den Herd!

Neue bücher

J. Feurer, S. Fisch und **R. Schoch,** Singt und spielt! Neue liedsätze zum Schweizer Singbuch, mittelstufe. 3 fr. Musikverlag zum Pelikan, Zürich
Dieses halbe hundert instrumentalbegleitungen ermöglicht, die besten lieder unseres schulgesangbuches mit geigen, blockflöten, der stimme des lehrers oder summstimmen zu verschönern. Das bringt wohltuende abwechslung und farbe. Die 2–3stimmigen «schulorchestersätze» tragen ein modernes, lineares gepräge und gehen auch rhythmisch ihre eigenen wege. Da wird von den kleinen sängern eine stattliche dosis selbständigkeit gefordert. Ab und zu sogar zuviel! Wenn der schüler ausgerechnet einen halben ton neben der begleitstimme singen muss oder wenn sänger und spieler gleichzeitig f, fis, g und a ertönen lassen (nr. 33), erinnert dies wohl mehr an pikante konzert- als an schulmusik! Damit möchten wir keineswegs den hohen künstlerischen gehalt der sätze in frage stellen. Es wird sache des lehrers sein, die vielen prächtigen ensembles auszuwählen, die den fähigkeiten seiner sängerschar entsprechen. Hermann Eigenmann

---

Augustheft 1947

Wie wohl die meisten Abonnenten bemerkt haben, trägt das Augustheft 1947 auf dem Umschlag eine falsche Jahreszahl. Um Verwechslungen zu vermeiden, machen wir darauf aufmerksam und empfehlen den Abonnenten, die Jahreszahl richtigzustellen.

Kleinvervielfältiger

Postkarten- oder Heftformat, nur 19 Fr. und 27 Fr. Matrizen aller Art vorteilhaft durch

W. Meier, Oberwetzikon

(Zürich). Verlangen Sie Prospekt und Preisliste

Inserate in dieser Zeitschrift werben erfolgreich für Sie!

UNSER ATELIER FÜR GEIGENBAU UND KUNSTGERECHTE REPARATUREN

führt alles was der Violinspieler braucht

Jecklin

STREICHINSTRUMENTE

PFAUEN ZÜRICH

Heidybettli

ist praktisch, vereinigt die Vorteile des Stubenwagens, des Rollbettchens und der heimeligen Wiege. Es ist bis zum fünften Altersjahr verwendbar und erspart Ihnen das Kinderbettchen. **Preis Fr. 98.–** oder für **Fr. 10.—** monatlich. Bei späterer Anschaffung erhalten Sie es noch billiger durch unsere ideale Sparzahlung.

Verlangen Sie den illustr. Katalog über Kinderwagen u. Ausstattungen v. KINDERWAGEN VERSANDHAUS

W. Blättler

CHAM Tel. (042) 4 73 51

Der kleine Mann und seine Abenteuer

Virgilio Sommani

BUCCINO

Für 9–12jährige Illustriert Geb. Fr. 7.90

«Buccino ist ein fröhliches Naturwesen, das Menschen und Tiere liebt und von ihnen wieder geliebt wird. Bei seinen Abenteuern zu Lande, im Wasser und in der Luft behält er seine kindliche Unbekümmertheit, die ihn immer wieder die schlimmsten Gefahren überwinden lässt.»

Das Jugendbuch

In jeder Buchhandlung

Benziger-Verlag - Einsiedeln-Zürich

ERDBEEREN

Grossfrüchtige, beste Sorten, pikiert, mit Erdballen, milbenfrei durch Spezialverfahren, Pflanzzeit zirka Mitte August bis Mitte Oktober. **Monatserdbeeren** mit Topfballen, jederzeit verpflanzbar. Preisliste mit Sortenbeschreibung und Pflanz- und Kulturanweisung gratis und franko auf Verlangen. Telephon 4 42 16

Hermann Julauf BAUMSCHULE SCHINZNACH-DORF

Guter u. billiger Gartenmist mit

Compostо Lonza

aus Gartenabfällen Laub, Torf etc.

LONZA A. G. BASEL

Haushaltungsschule «Le Printemps» St. Imier

Staatlich anerkanntes Institut

vermittelt Ihrer Tochter hauswirtschaftliches Können und Beherrschung der französischen Sprache

in gesunder Höhenlage

Mässige Preise · Beste Referenzen · Musik, Sport

HEIMAT

Lehrbuch für die Bürgerschulen. Preis Fr. 2.70 (für Lehrer Rabatt)

Schriftliches Rechnen

von Nager. 19. Auflage. Preis 80 Rp., Schlüssel Fr. 1.—

VERLAG BUCHDRUCKEREI HUBER · ALTDORF

Telephon 1

Die Anleitung zum Modellieren

«Probier einmal!» ist in neuer, verbesserter Auflage erschienen. Es kann als richtiger Leitfaden für den Modellierunterricht bezeichnet werden; aber auch Fortgeschrittene finden darin reiche Anregung. – Erhältlich gegen Einsendung von 90 Rp. in Briefmarken. Modelliertonmuster und Preisliste gratis. – Wir übernehmen auch das Brennen ausgeführter Arbeiten.

E. Bodmer & Cie. Zürich

Tonwarenfabrik, Utlibergstrasse 140 Tel. 33 06 55

Kurz und klar! Träf und wahr!

Eine Anleitung zu gutem Stil

von Hans Ruckstuhl

Schülerheft: einzeln 80 Rp., 2–9 Stück je 70 Rp., 10–19 Stück je 65 Rp., von 20 Stück an je 60 Rp.

Lehrerheft (Schlüssel): Fr. 1.50

Siehe die Urteile der Fachpresse auf den Seiten 168 und 169 des Aprilheftes 1943 und auf Seite 172 des Aprilheftes 1946.

Bestellungen richte man an den Verlag der Neuen Schulpraxis, Kornhausstrasse 28, St. Gallen

SKV

Erprobte Lehrmittel
für Handels- und Mittelschulen

Französisch

Aus dem Leben. Von Dr. B. Fenigstein und Dr. E. Stauber. 5. Aufl. 168 S. Geb. Fr. 4.80
Französische Grammatik und Lesebuch.

Correspondance commerciale française. Technique de la lettre et formules générales usuelles. Conclusion d'une première affaire. Avec vocabulaire. Von Prof. Dr. L. Degoumois. 3. Aufl. 64 S. Fr. 4.90

Lernbüchlein für Französisch. Die unregelmässigen Verben und ihre nächsten Verwandten unter den Substantiven, Adjektiven und Adverben im täglichen Sprachgebrauche. Von O. Müller. 2. veränderte Aufl. 88 S. Brosch. Fr. 3.40

Englisch

English by Example. Von Dr. H. Meier. Geb. Fr. 5.60
Das Lehrbuch enthält zu zwei Dritteln englische Sätze, und jeder Satz illustriert etwas Grammatikalisches und ist ausgesucht lebendiges, idiomatisches Englisch des Alltags.

England Calling! An English Reader by Dr. H. Meier. 80 S. Brosch. Fr. 2.20

Lehrbuch der englischen Sprache. Von Dr. W. Walker. 6. Aufl. 164 S. Geb. Fr. 5.25
Keine systematische Grammatik, sondern ein praktischer Lehrgang, der die Schüler mit den Schwierigkeiten der Aussprache und den wichtigsten grammatikalischen Regeln bekannt macht.

Buchführung

Doppelte Buchhaltung. Von J. Burri und A. Märki. 2. Aufl. 120 S., mit Beilagen Spiralheftung Fr. 7.20
Das neuzeitliche Lehrbuch für Handelsschulen.

Staatskunde

Staatskunde. Die schweizerische Demokratie. Von Dr. R. Just. 4. Aufl. 77 S. Brosch. Fr. 3.–
Eine vorzügliche Einführung in das Wesen und die Eigenart unserer Demokratie.

Zu beziehen durch den Buchhandel und beim

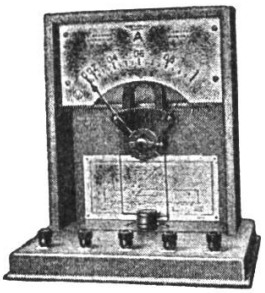
Verlag des Schweiz.
Kaufmännischen Vereins
Zürich

SKV

«GEROBA»-Aktiengesellschaft G. ROTH, Basel

Elektrische Messinstrumente für den Unterricht

Lehrmodelle für die Physik der elektr. Schwingungen, nach Seminarlehrer Knup



Im Bild: **Demonstrations-Ampèremeter** mit Trockengleichrichter für Wechselstrom, Nieder- und Tonfrequenz

Trüb, Täuber & Co. AG.

Fabrik elektrischer Messinstrumente
und wissenschaftlicher Apparate - **Zürich 10**

Alleinige Inseratenannahme:

Orell Füssli-Annoncen Zürich und Filialen

Mühlehorn

GASTHOF TELL

Lohnendes Ausflugsziel am Walensee
Grosser Garten – Direkt am Bahnhof
Telephon (058) 4 33 22

HEIDEN

Hotel-Restaurant Gletscherhügel

Schönster Garten, selbstgeführte Küche, empfehlenswert für Schulen und Vereine.

Der neue Besitzer: W. Stanzel-Reutimann, Küch'chef

AROSA

Hotel Pension Central

Bevorzugtes Haus am Platz, bürgt stets für Qualität aus Küche und Keller, mässige Pauschalpreise, für Schulen Spezialofferten verlangen. – Zimmer mit fliessendem kalt und warm Wasser.

A. Abplanalp-Wullschleger, chef de cuis. Tel. 3 11 60

BUFFET Kandersteg

empfiehlt sich bei Ausflügen den Familien, Vereinen und Schulen bestens. Gute Küche. Mässige Preise.

A. Ziegler-Äschlimann, Telephon 8 20 16.

Hotel KRONE Hütten

ob Wädenswil Tel. 95 82 08

empfiehlt sich den Schulen, Vereinen und Familien, sowie Touristen als gutgeführtes Haus mit kräftigen, reichlichen Mahlzeiten, gutem Keller, in ruhiger staubfreier Lage. Günstige Kurpreise. Grosse Schaukel im Garten. Lohnende Ausflüge auf Etzel, Hohe Rone, Gottschalkenberg, an den Sihlsee sowie nach Einsiedeln. Postauto im Hause. Familie Schärer

Hotel-Pension

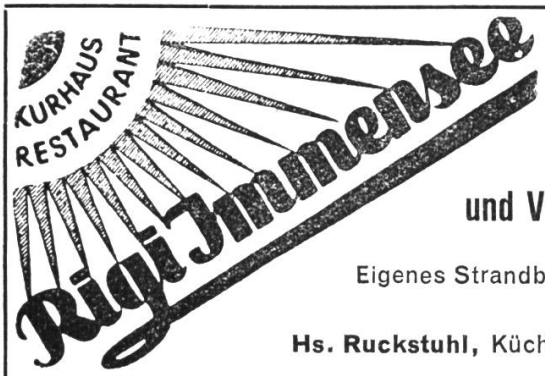
Tödiblick, Braunwald

Gedecktes grosses Terrassen-Restaurant. – 1400 m ü. M. Pension ab 11 Fr. Schulen u. Vereinen bestens empfohlen. A. Stuber-Stahel. Tel. 7 22 36

Schloss Habsburg

Lohnender Spaziergang von **Brugg** und **Schinznach** aus, fünf Autominuten vom Segelflugplatz Birrfeld. – Wundervolle Fernsicht. Idealer Ausflugspunkt für Schulen und Vereine.

Familie Mattenberger-Hummel, Telephon 4 16 73.



Nähe der Hohlen Gasse

Ausflugsziel für Schulen und Vereine - Idealer Ferienort

Eigenes Strandbad – Verlangen Sie Prospekte

Hs. Ruckstuhl, Küchenchef, Telephon (041) 6 11 61

Alle Inserate durch

OFA

Orell Füssli-Annoncen